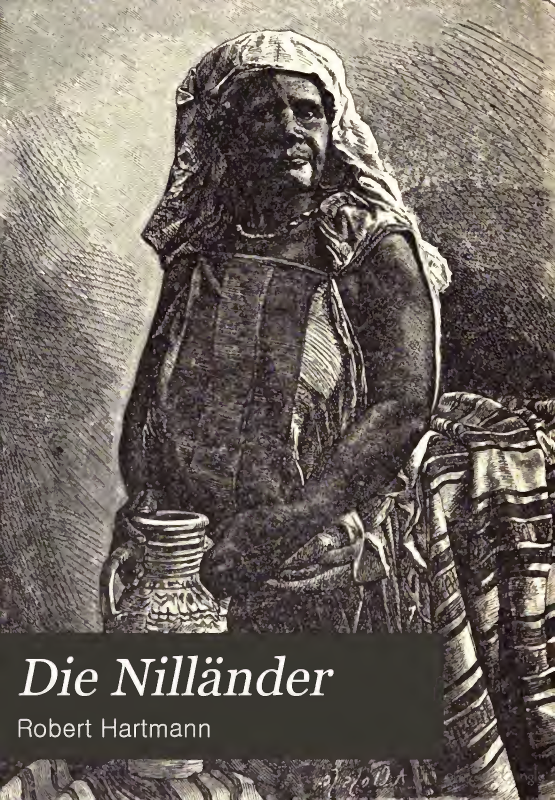


Die Nilländer

Robert Hartmann


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Das Wissen der Gegenwart

XXIV. Band



Prof. Dr R. Hartmann:

Die Nilländer.

M. 1.– = 60 kr.

4 5 6

Das Wissen der Gegenwart.

Einzeldarstellungen aus dem Gesammtgebiete der Wissenschaft, in anziehender, gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Elegante Ausstattung. — Schönes Papier und großer Druck. — Reich illustriert. Druck und Format aller Bände gleichmäßig.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet geheftet nur 1 Mark = 60 kr.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.**, Gesch. d. 30jähr. Krieges in drei Abteil. I. 1618 bis 1621: Der böhm. Aufst. u. s. Bestrafung 280 S. M. 3 Doppelvollbild., 1 Vollbild u. 4 Portr. in Holzst.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.**, Allgemeine Witterungskunde. 266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622 bis 1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs. 292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.**, Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden. 304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.

Bd. 5. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633 bis 1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden. 240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbild. und 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner. 270 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. **Taschenberg, Dr. Otto**, Die Verwandlungen der Tiere. 268 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents und Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil). 312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred**, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen. 312 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. Ernst**, Die Sonne und die Planeten. 310 Seiten. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. III. Abt.: I. Melanesien (II T.). II. Polynesien. (I. T.) 296 S. M. 27 Vollbildern u. 31 in d. Text gedr. Abbildgn.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.**, Licht und Wärme. 312 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. T.). II. Neuseeland. III. Mikronesien. 268 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 14. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, I. Abyssinien und die übrigen Geb. d. Ostküste Afrikas. 304 S. Mit 18 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 15. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. I. 198 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 16. **Peters, Prof. Dr. C. F. W.**, Die Fixsterne. 170 Seiten. Mit 69 Abbildungen.

Bd. 17. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit. II. 200 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 18. **Schultz, Prof. Dr. A.**, Kunst und Kunstgeschichte. I. 276 Seiten. Mit 38 Vollbildern und 120 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 19. **Willkomm, Dr. Moritz**, Die pyrenäische Halbinsel. I. 250 Seiten. Mit 26 Vollbildern und 14 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 20. **Lehmann, Paul**, Die Erde und der Mond. 276 Seiten. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 21. **Schultz, Prof. Dr. A.**, Kunst und Kunstgeschichte. II. 248 Seiten. Mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 22. **Ochsenius, C.**, Chile, Land und Leute. 254 Seiten. Mit 28 Vollbildern, 59 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 23. **Meyer von Waldeck, Friedr.**, Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. I. 282 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 24. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, Die Nilländer. 216 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 65 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 25. **Wirth, Max**, Das Geld. 214 Seiten. Mit 103 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 26. **Hopp, E. O.**, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. I. 224 Seiten. Mit 50 in den Text gedr. Abbildungen und Karten.

Bd. 27. **Valentiner, Prof. Dr. W.**, Kometen und Meteore. 240 Seiten. Mit 62 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 28. **Waßmuth, Prof. A.**, Die Elektricität und ihre Anwendung. 196 Seiten. Mit 119 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 29. **Falkenstein, Dr. J.**, Afrikas Westküste. 242 Seiten. Mit 81 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 30. **Blümner und Schorn**, Geschichte des Kunstgewerbes. I. Das Kunstgewerbe im Altertum. 264 Seiten. Mit 133 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 31. **Willkomm, Dr. Moritz**, Die pyrenäische Halbinsel. II. 244 Seiten. Mit 11 Vollbildern und 27 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 32. **Blümner und Schorn**, Geschichte des Kunstgewerbes. II. Das Kunstgewerbe im Altertum. 240 Seiten. Mit 143 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 33. **Blümner und Schorn**, Geschichte des Kunstgewerbes. III. Die Textilkunst. 264 Seiten. Mit 132 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 34. **Fritsch, Dr. Gustav**, Südafrika bis zum Zambesi. I. 234 S. Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen und 1 Karte.

Bd. 35. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. I. 246 Seiten. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 36. u. 37. **Sellin, A. W.**, Das Kaiserreich Brasilien. 2 Abteilungen. 470 Seiten. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten.

Bd. 38. **Hansen, Dr. Adolf**, Die Ernährung der Pflanzen. 268 Seiten. Mit 74 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 39. **Hopp, E. O.**, Geschichte der Vereinigten Staaten. II. 216 Seiten. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen.

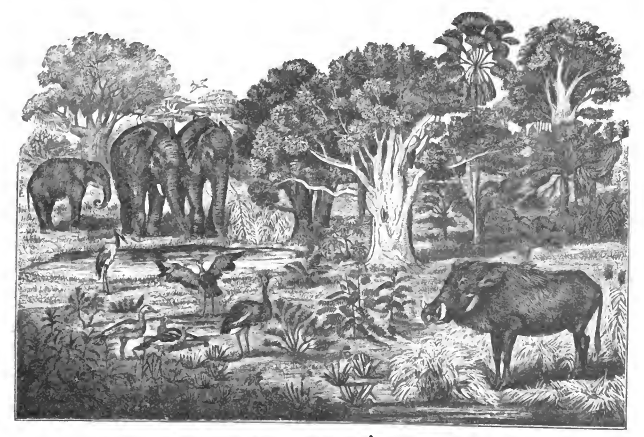
Bd. 40. **Wurzbach, Dr. A. v.**, Geschichte der holländischen Malerei. 228 Seiten. Mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 41. **Taschenberg, Dr. Otto**, Bilder aus dem Tierleben. 236 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Inhalt der erschienenen Bände:

Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky, Wien-Prag.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.



Waldtümpel in Süd-Sennaar.



Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XXIV. Band.

Die Nilländer

von

Prof. Dr. R. Hartmann.

Mit 10 Vollbildern und 65 in den Text gedruckten Abbildungen.

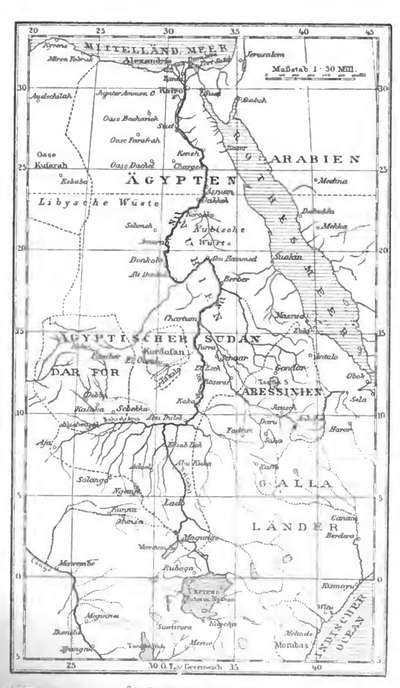
Leipzig.
Verlag von G. Freytag.

1884.

Wien und Prag.
Verlag von F. Tempsky.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhaltsverzeichnis.



Überſichtskärtchen der Nilländer.

I. Das Nilsystem.

Vieltausendjährige Geheimnisse umweben den Ursprung des mächtigen Nilstromes tief im Herzen des afrikanischen Festlandes. Im Altertum bemühte man sich vergeblich, völlig in diese Geheimnisse einzudringen. Des Claudius Ptolemäus Vorstellungen von den „Ursprungssümpfen" des Nil und von dem ihnen Abfluß gewährenden Mondgebirge galten Jahrhunderte lang als halbe Phantasiegebilde, bis es dem ruhelosen Wanderungstrieb und Forschergeiste der Neuzeit gelang, die Richtigkeit der Ideen des großen alexandriner Geographen im allgemeinen sicherzustellen.

Auf den Tafelländern des äquatorialen Innerafrika und noch südlicher entwickelt sich ein ganzes System von zum Teil sehr ansehnlichen Seeen — Nyanzas in den dortigen Sprachen —, welche durch die Abläufe der umgebenden Gebirge Speisung erhalten. Einem dieser Seeen, dem Akeniaru oder Alexandra-Nyanza entströmt ein Alexandra-Nil genannter Fluß, welcher durch Karague in den großen Ukerewa- oder Victoria-Nyanza führt. Der im Norden des letzteren befindlichen Napoleon-Bucht entfließt der Somerset- oder Victoria-Nil. Dieser geht durch den See Kodja und bildet die Ripon- sowie bei Schoa-Moru die Murchison-Fälle. (Fig. 1.)

Der Somerset führt in den Mwutan Nzidje-See oder Albert-Nyanza bei Magungo, tritt im Norden dieses Sees wieder aus ihm heraus und schlägt als Bachr el Djebel eine im allgemeinen nördliche Richtung ein. Nachdem der Bachr el Djebel die Rego- und Madi-Berge passiert hat, bildet er gegen Lado hin eine Reihe von

Stromengen und Stromschnellen. Bis zu dieser Station ist der Fluß schiffbar, sogar für kleinere Dampfboote. Gessi hatte auf seiner 1875 unternommenen Befahrung des südlichsten Teils des Bachr el Djebel und des Albert-Nyanza, südlich von Dufile, einen vom Bachr el Djebel nach Westen hin abfließenden Flußarm zu entdecken geglaubt. Man vermutete nun in Europa hiernach einen Zusammenhang mit Schweinfurth's Uëlle, andererseits hoffte man in dem Gessi'schen Arm den Oberlauf des Jei zu sehen, gab sich auch der Illusion hin, einen schiffbaren Verbindungsarm mit dem nördlichern Teile des Nil, d. h. zunächst des Bachr el Djebel, gefunden zu haben, dessen südlicher Teil wegen der Stromschnellen nicht befahren werden kann. Indessen wurde Junker auf seiner Reise in das Land der Kalika und Lubari dahin belehrt, daß weder die eine noch die andere Annahme gerechtfertigt sei. Die Höhenverhältnisse der ganzen Region verbieten jedes Abfließen des Wassers vom Bachr el Djebel aus nach Westen oder Nordwesten.

Etwa unter dem 9° Nördl. Breite nimmt der Bachr el Djebel den Bachr el Gasal oder Gazellenfluß auf. Dieser entsteht aus vielen Quellströmen, unter denen der Bachr el Arab oder Kalaka, der Tondj und der Bachr el Djur hervorragen. Der Tondj zieht als Jssu, Ibba oder Edschu, der Abaka, aus unzähligen Quellflüssen zusammengesetzt, in der Thalebene nach Norden. Das reiche Geäder des Quellgebietes aller zum Bachr el Gasal abfließenden Gewässer drängt sich nach Junkers Darstellung auf einem verhältnismäßig kleinen Raume zusammen. Quellen, welche die permanent fließenden Ströme, wie den sich mit dem Tondj vereinigenden Djau und den Djur, zusammensetzen, finden sich hier unendlich zahlreich. Auch die zur Zeit noch halbmythischen Zuflüsse des Gazellenstromes, der Bachr Abu Dinga, Biri, Kuru und Dembo mögen ein reichgeädertes Quellengebiet aufweisen. Der Gazellenfluß bildet vor seiner Vereinigung mit dem Bachr el Djebel die seeartige Erweiterung des No. Von hier ab wird der Bachr el Djebel der Bachr

Fig. 1.

Murchison-Fälle.

el abjad, der weiße Fluß oder auch weiße Nil genannt. Dieser nimmt noch den wahrscheinlich einen rechten Seitenarm darstellenden Bachr Sarafe und den Bachr Sobat auf, dessen mutmaßlicher Oberlauf, der Djibbe, aus Süden kommt. Der Bachr el abjad vereinigt sich im Mogren el Bachur bei Chartum mit dem blauen Nil.

Der blaue Nil oder blaue Fluß, el Bachr el asrok, charakterisiert sich als echter Bergstrom, entspringt in der abyssinischen Provinz Salaka, durchströmt den Tana- oder Tzana-See und nimmt folgende Zuflüsse auf: Den aus den südabyssinischen Gala-Ländern kommenden Jebus oder Jabus, den Jesien oder Bolassa, aus Abyssinien kommend, den im Südosten von Beni Schongolo entspringenden Tumat, den aus Südost-Sennaar herbeifließenden Dindir oder Dender und den Abyssinien entstammenden Rahad. Außerdem münden verschiedene Chuar oder Cheran (Sing. Chor) d. h. Regenstrombetten in den blauen Fluß ein.

Nach Vereinigung beider Hauptquellströme am Ras el Chartum wird der Hauptfluß von den arabisch sprechenden Bewohnern gewöhnlich Bachr el Nil, schlechthin el Nil, von den Nubiern Rogi tossi oder Ruga tossi, von den Fundj Ti- oder Kiori, von den Bescharin Yam genannt. Derselbe windet sich in nordöstlicher, dann in östlicher und wieder nördlicher Richtung zwischen mäßig hohen, viel felsige Vorsprünge besitzenden Ufern dahin. Nördlich vom Ras el Chartum zeigt sich die Mündung eines beträchtlichen rechtsseitigen Nebenflusses, des Atbara. Dieser kommt aus Abyssinien. Er nimmt rechts den Bachr Salam und den Setit oder Takaze auf, welche beide gleichfalls ihre Ursprünge in den Alpen von Habesch haben. Unter dem 21° Nördlicher Breite wendet sich der Nil aus nördlicher Richtung nordöstlich der nubisch-ägyptischen Grenze zu. Von da aus strömt er mit mancherlei Biegungen hauptsächlich nach Norden, um innerhalb der ägyptischen Grenzen bei Kene nach Nordwest und endlich nach Nordnordost umzuwenden. Nachdem der Strom Oberägypten durchzogen hat, erreicht er Unterägypten. In letzterer

Region teilt er sich nördlich von Cairo am Batn el Bagr oder Kuhbauche in zwei Hauptarme. Der eine dieser Arme, der bolbitinische der Alten oder der von Raschid (Rosette), geht nach Nordwest und Nordost, der andere, der alte phatnitische oder Arm von Damiat (Damiette), geht nach Nord und Nordost. Zwischen diesen Teilungen entwickelt sich das Nildelta mit seinem reichlichen Netz von Kanälen. Der wichtigste derselben, der Machmudiekanal, erstreckt sich zwischen dem Rosette-Arm und der Stadt Alexandrien. Ein sehr merkwürdiger Kanal, der Josephs-Kanal (Bacher Yusuf), verläuft von Farschut in Oberägypten aus dem Strome fast parallel und mündet in den Möris-See. Er steht mit dem Nilbett in mehrfacher Verbindung. Das Nildelta hat im Verlaufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen erlitten, es hat sich namentlich durch unablässige Zufuhr und Ablagerung von Schlammmassen nach Norden hin vergrößert. Die im Altertum als Hauptmündungen geltenden Arme, der kanopische und pelusinische, haben demnach ihre Richtung geändert und ihre Wege in den bolbitinischen und phatnitischen Arm hinein genommen. Es ist eine sich naturgemäß entwickelnde Eigenschaft der aus centralen Hochländern über felsige Terrassengelände herabeilenden und dem Meere zustrebenden Flüsse, unterwegs Stromschnellen oder auch selbst beträchtlichere Wasserfälle zu bilden, welche der Schiffahrt mannigfaltige Hindernisse bereiten. So auch der Nil. Schon seine Hauptzuflüsse, der Bachr el abjad und Bachr el asrok, weisen dergleichen auf. Am Nil fallen innerhalb Nubiens die sehr ausgedehnten Schnellen (Schellalat arabisch, Sing. Schellal), von Saffa, Aschur, Soliman, Sabicha, Mechan, Kubat el abid, Kaibar, Fogo, Dali, Akasche, Tangur, Semne, Assuan u. s. w. auf. Auch Stromengen, wie zu Kalabsche und Djebel Selsele, kommen im Gebiete des Nillaufes vor. Unter den zahlreichen, einen felsigen Untergrund besitzenden Nilinseln erreichen einige, wie Mograt, Tongassi, Argo und Sai, einen beträchtlichen Umfang. Im Küstengebiete des Delta befinden sich etliche umfangreiche Lagunen, der

Mariut- (Mareotis-) der Etku-, der Burollos- und Menzalesee, welche früher mit dem Meere in Verbindung gestanden haben und brackiges Wasser führen. Der blaue Nil und seine Zuflüsse sowie der Atbara und dessen Zuflüsse enthalten in der trocknen Jahreszeit nur wenig Wasser. Ja es giebt Jahre, in denen die Betten des Dindir, Rahad, Tumat u. a. bis auf einige verschieden große, durch schmale Zwischenläufe mit einander verbundene Lachen (Kullolab) so gut wie trocken liegen. Die tropischen Regen füllen aber die Hauptläufe schnell. Man kann daher wohl sagen, daß ein großer Teil dieser Nilzuflüsse den Charakter gewöhnlicher Regenströme (s. oben) entwickelt.

Die physische Gliederung des Nilgebietes ist bei dessen ungeheuerem Flächeninhalt, namentlich bei seiner ungeheueren Längenerstreckung, eine reiche und mannigfaltige. In den centralen Seeregionen entfaltet die Natur eines großartigen Hochplateaus alle Fülle tropischer Kraft und Pracht. In den unermeßlichen von den westlichen Zuflüssen des weißen Nil durchströmten Niederungen erkennen wir ein Waldgebiet, dessen undurchdringliche Beschaffenheit an diejenige der westcentralen und westlichen Waldungen Sudans und beider Guineas erinnert. Der weiße und blaue Nil, sowie der Atbara durchströmen teils Grassteppen, teils Buschdickungen, während eigentlicher Hochwald sich hier mehr auf die unmittelbare Nachbarschaft der Wasserläufe und der teichartigen Wasseransammlungen beschränkt. Nördlich von Chartum durchbricht der Nil bis nach Dongola hin wiederum Steppen von der Band I, Seite 129 kurz geschilderten Beschaffenheit. Der dongolanisch-nubische und der ägyptische Nil bespülen ein schmales von den alljährlichen Schlammabsätzen gebildetes, einer ringsherum befindlichen Wüste abgewonnenes Kulturland.

In ähnlicher Mannigfaltigkeit entwickeln sich auch Klima, Mineralbeschaffenheit, Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt der Nilländer. Um diese in ihrer mannigfaltigen Gliederung allmählich kennen zu lernen, dürften wir gut thun, uns in die Lage eines Forschungsreisenden zu versetzen, welcher von Alexandrien aus allmählich

längs der Hauptläufe bis gegen das äquatoriale Seegebiet vorzudringen bestrebt ist. Dabei lassen wir die einzelnen landschaftlichen Zonen des Nielgebietes panoramaartig an uns vorüberziehen. Beginnen wir zunächst mit einer Betrachtung von

II. Ägypten.

Dies Land erstreckt sich durch beinahe elf Breitengrade von der nubischen Grenze bei Wadi Halfa bis zum Mittelmeer hin. Es wird im Osten vom Roten Meere und im Westen von einer imaginären Linie begrenzt, welche letztere etwa mit dem 48° Ö. L. von Ferro zusammenfallen könnte. Ägypten begreift das im Flußthal des gleichlautenden Nilabschnittes gelegene, hier breitere, dortwie der schmälere Kulturland, ferner die sich zwischen Nil und Rotem Meere erstreckenden Teile der arabischen Wüste, endlich auch gewisse im Westen des Nil, in der libyschen Wüste, befindliche Oasen, in sich. Der Beherrscher Ägyptens rechnet ferner die weiten, sich zwischen dem Nil und jenen Oasen erstreckenden Wüstengebiete zu seinem Besitz. Rechts begleiten das arabische, links das libysche Wüstengebirge den Nil. In der Höhe etwa von Belbes in Unterägypten bricht jenes nach O., dies nach NW. ab.

Das Ägyptenland einschließende Wüstengebiet besteht zwischen dem Mittelmeere und der Stadt Siut aus der Hauptsache nach weißen, in gelblich, lichtbraun oder grau übergehenden Tertiärkalkgebilden. Die Höhenzüge des ägyptischen Nilthales sind, besonders auf libyscher, westlicher Seite, meist geradelaufende Berge, deren abgeflachte Rücken seltener von vereinzelten Kuppen, Spitzen oder Kämmen überragt werden. Diese Berge werden von Querthälern, Schluchten, Rinnsalen und Gräben durchschnitten. Überall sieht das Auge die Thalgehänge dieser Berge mit mächtigen Halden von herabgestürztem Gebirgsschutt und von Gesteintrümmern bedeckt, Halden, denen kahle Schichten-

köpfe des Grundmassivs der Berge hier und da zu Stützpunkten dienen. Zuweilen werden diese Kalkschuttmassen durch schlammiges Abfallcäment zu konglomeratähnlichen, festen, zähen Anhäufungen verbunden. An allen solchen Wüstenbergen ist der Einfluß der Atmosphärilien, des Stromwassers und gelegentlicher feuchter Niederschläge, in Form vieler Anfressungen, Erosionen und Aushöhlungen zu erkennen. Die ägyptisch-arabische und die ägyptisch-libysche Wüste sind reich an Thälern und an Schluchten. Der hiesige hauptsächlich aus Quarzkörnern gebildete Wüstensand erhält durch Beimischung von Kalkteilen eine weißlich-gelbe Farbe. Der ägyptische Kalk ist reich an Fossilien, namentlich an jenen scheibenförmigen Wurzelfüßerschalen, welche als Münzensteine, Nummulithen, bekannt geworden sind. Die größeren Pyramiden des djiseher Gebietes (Memphis) sind aus einem von Nummulithen strotzenden Gestein erbaut. Berühmt ist ferner der so viele Nicolienstämme aufweisende versteinerte Wald bei Cairo (Bd. I, S. 6).

Zu Hadjar Selsele in Oberägypten wird das Stromthal von Sandstein durchbrochen. Zwischen Siut und Esne erhebt sich ein den oberen Kreideschichten angehörendes, an Feuersteinknollen reiches Kalkgebirge. In die Kreideformation hinein reicht der südlich von Ägypten eine immer größere räumliche Ausdehnung gewinnende nubische Sandstein. Dieser wird bei Assuan oder Syene vom Granit durchbrochen. Letzterer ist, seiner verhältnismäßigen Armut an Hornblende wegen, nicht etwa eigentlicher Syenit, wie viele annehmen, sondern er ist echter Granit. Derselbe, von rötlicher Farbe, lieferte den Alten das berühmte harte, politurfähige Material zu ihren Riesenbauten. Der Djebel achmar bei Cairo zeigt sich aus jenem fast wie verglast aussehenden Sandstein gebildet, dem wir unsern Chartum u. s. w. wieder begegnen. Der Nilschlamm des ägyptischen Kulturlandes bietet im feuchten Zustande ein charakteristisches, rötlich-braun-graues Kolorit dar, welches beim Trocknen noch mehr vergraut. Kurz nach der Überschwemmung bedeckt sich dieser ebene Schlammboden,

dessen Schichtung sich oberhalb des Wasserspiegels überall sehr deutlich verfolgen läßt, mit Millionen von tüpfelartig wachsenden Lebermoosen (Riccia). Eng zwischen Bergschluchten zusammengedrängt bildet der Schlamm mächtige Bänke, deren tiefere Lagen, wie O. Fraas sehr richtig hervorhebt, nicht den Eindruck einer Anschwemmung, sondern den einer alten geologischen Schichtenbildung machen.

Das Nilwasser zeigt bei seinem normalen Stande eine trübe braungelbliche Farbe, welche nach Popp von aufgeschwemmtem eisenhaltigen Thon herrührt. Die Temperatur desselben pflegt nur um 2—4° von der äußeren Lufttemperatur zu differieren. Der Nilschlamm fühlt sich weich an, zeigt ein gleichmäßiges Korn, viel Glimmerplättchen und besteht aus einem sehr eisenhaltigen, mit vielen organischen Bestandteilen gemengten Thon, dessen Zusammensetzung übrigens je nach den verschiedenen Regionen des Nilthales wechselt. Namentlich geschieht letzteres mit dem Gehalt an Bittererde. Das Nilwasser wird zur Zeit, wenn der Strom sein geringstes Niveau erreicht, d. h. von Mai bis Anfang Juni, klarer. Es färbt sich Ende Juni grün von sich massenweis entwickelnden pflanzlichen und tierischen Organismen. Etwa fünf bis zehn Tage später ändert diese Färbung in ein trübes Rot ab. In den ersten Julitagen wird das Wasser wieder lehmgelb und beginnt alsdann zu steigen. Im August und September findet die Überschwemmung der Ufer bis zu den Punkten hin statt, an denen die Berge der Wüste und die Dammbauten der weiteren Unterwassersetzung ein Ziel stecken. Die Schwellspitze, den höchsten Stand, erreicht das Wasser in der ersten Oktoberhälfte. Von da ab sinkt der Fluß wieder. Im Laufe des Januar beginnt derselbe wieder in sein altes, natürliches Bett zurückzutreten. Das geht so bis zum Mai, in welchem Monat der niedrigste Stand erreicht wird. Von der reichlicheren oder geringeren Überschwemmung, von der stärkeren oder schwächeren Absetzung des Nilschlammes hängt die jeweilige (ökonomische) Leistungsfähigkeit des ägyptischen Bodens ab. Man kann sich

daher nicht wundern, wenn schon in der ältesten Pharaonenzeit der Eintritt der alljährlichen Nilschwelle mit rauschenden Festlichkeiten gefeiert wurde, bei welchen man selbst die Darbringung von Menschenopfern nicht gescheut zu haben scheint. Später hat die mohammedanische Welt diese Heidenfeste wieder aufgenommen, deren Programm aber nach den Satzungen des Islam mannigfach umgeändert.

Der Mineralreichtum Ägyptens ist abgesehen von dem Überfluß an guten festen Baumaterialien (Kalkstein, Sandstein, Granit, Porphyr, Lehm) heutzutage anscheinend nicht mehr allzu beträchtlich. Manche von den Alten ausgebeutete Minen metallischer Produkte, z. B. die Kupfergruben zu Djebel Halala, Djebel Om Telab, Djebel Dara, Djebel Buram, die Smaragdgruben zu Djebel Zumurud und Djebel Saberae scheinen zur Zeit sogut wie erschöpft zu sein. Der Djebel Dochan (Mons Porphyrites) lieferte schon im Altertum den prachtvollen roten Porphyr, aus welchem soviele Kunstwerke sogar des östlichen Europa hervorgegangen sind. Guter grüner Marmor (Verde antico) wird zu El-Hamamat gewonnen und vortrefflicher Alabaster läßt sich noch jetzt im Osten von Beni Suef brechen. O. Schneider zieht aus den Resten alter Bergwerke oder Steinbrüche in der arabischen Wüste den Schluß, daß hier das Material zu jenen vielen jetzt vom Meere verschlungenen Palästen des alten Alexandrien gewonnen worden sei. Blei wird am Djebel Russas abgebaut. Schwefel findet sich an manchen Punkten der arabischen Wüste. Schürfungen auf Kohlenflötze haben bis jetzt keine irgend nennenswerten Erfolge gehabt. Kochsalz deckt und durchtränkt das ägyptische Schwemmland bis auf weite Strecken vom Strande des Meeres und von den Küstenlagunen entfernt. Interessant ist in diesem Lande die massenhafte Bildung der Natronsalze. Neutrales kohlensaures und schwefelsaures Natron werden in den altbekannten Natronseeen und Bitterseeen Unterägyptens und der suezer Landenge, ferner in Teichen um Memphis (Mithrahene), Terhanne, Esne, Theben, in Fajjum u. s. w. beobachtet. Sal-

petersaures Kali bildet stalaktitenähnliche Zapfen in den alten ägyptischen Grabhöhlen, die mit dem Harn unzähliger Fledermäuse durchtränkt, einen eigentümlich stechenden Ekelgeruch von sich geben. Auf verrottendem Nilschlamm effloresciert Salpeter im Verein mit salpetersaurem Natron und salpetersaurer Kalkerde. Alaun findet sich in den Oasen von Charge und Dachel. Schwefelsaure Kalkerde bildet Ausblühungen sowohl im Nilthale als auch in der libyschen Wüste. Chlorammonium entsteht aus der Verkohlung des hier hauptsächlich als Brennmaterial dienenden getrockneten Kotes von Haustieren. Salmiakgewinnung beschäftigte früher zahlreiche Hände. Gegenwärtig versteht man jedoch Chlorammonium auf chemischem Fabrikationswege billiger herzustellen.

Plastischer Thon bildet ein viel begehrtes Produkt bei Kene und Dendera. Er liefert die berühmten porösen Wasserflaschen oder Gulles, ferner Pfeifenköpfe und unzählige zum Teil recht hübsch ausfallende Gegenstände für den häuslichen Gebrauch.

Das Klima Ägyptens ist ein gemäßigt-subtropisches. Oberägypten ist warm und trocken. Mittelägypten zeigt weniger warme, unbeständigere Temperaturverhältnisse. Unterägypten besitzt ein nur mäßig warmes, wenig beständiges und ziemlich feuchtes Klima. Niederschläge sind hier selten, am seltensten in Oberägypten. Nachtfröste in letzterem, wie sie z. B. im Januar 1867 das Zuckerrohr angriffen, gehören zu den Vorkommnissen, von denen man noch nach Menschengedenken redet. Die Winde wehen vorwiegend aus nördlicher Richtung. Im, Herbst, Frühling und Winter stellen sich Süd- und Südwestwinde ein. Im Sommer treten Nord- und Nordwestwinde auf. Heiße südliche Winde, El Chamsin genannt, fegen im Frühjahr aus der Wüste Nubiens hervor, werfen Staub und Sand empor, färben damit das Firmament trübe, verringern den Feuchtigkeitsgrad der Atmosphäre auf ein Minimum, erhöhen dagegen deren Temperatur auf 32—42° R. Sie versetzen die Nerven in einen

Zustand von Unruhe und zugleich von Schlaffheit, machen sich auch sogar den Tieren des menschlichen Haushaltes sehr fühlbar. Es ist dies der Samum der Nubier, der Schilek der Syrer, Scirocco der Italiener, Solano der Spanier, Lette der Madeirenser.

Die Pflanzenwelt Ägyptens zeigt eine Mischung von südeuropäischen, westasiatischen und rein afrikanischen Formen. Indessen herrschen die letzteren vor. Von Waldbeständen im Sinne des Urwaldes oder wirtschaftlich gepflegter Forsten ist keine Rede. Die verworrenen, hier und da, z. B. bei Sakkara, auftretenden Dornbuschdickungen des Sant oder der Nilakazie (Acacia nilotica), mögen vor Alters größere Räume eingenommen haben als jetzt. Sie sollen zum Teil durch Anpflanzungen von australischen Fieber- oder Gummibäumen (Eucalyptus globulus) ersetzt werden. Der in den südlichen Nilländern so verbreitete, hier selbst dem Hochwald sich beimischende Heglig (Balanites aegyptiaca) findet sich nördlich von Edfu nur in vereinzelten Exemplaren, häufiger ist er in den Oasen. Der ein bizarres Wachstum entwickelnde, scharfen Milchsaft spendende Oschur-Strauch (Calotropis procera) findet erst in der Thebaide und südlicher seine Heimat. Zerstreut begegnet man hier der in Sennaar und in Taka ganze Wälder zusammensetzenden Tarfa oder Tamariske (Tamarix Nilotica). Der Djimes oder die Sykomorfeige (Ficus Sycomorus) war im Altertum jedenfalls verbreiteter als heute. Noch immer trifft man prächtige, reichen Schatten spendende Exemplare dieses edlen Baumes, an dessen graulichem Stamme sich abends die Stadt- und Dorfleute zum Geklatsch zusammenfinden. Bei Dendera tritt in größeren Mengen die sonderbare Fächerpalme mit geteiltem Stamm, arab. El Dom, auf (Hyphaene thebaica), welche sich in mancherlei Varietäten bis zu den Kafferländern ausdehnt. Die Fruchthülle hat, wie diejenige so mancher anderen afrikanischen Früchte, einen Pfefferkuchengeschmack. Der Eiweißkörper des Kernes dient zur Anfertigung kleiner Büchsen u. dgl., in Taka auch als Viehfutter.

In der kleinen Oase sah Ascherson den Mersisch oder Rharab (Populus euphratica), welcher erst wieder in Westasien vorkommt, früher aber einen weiteren Verbreitungsbezirk besessen zu haben scheint. Das altbekannte, Papier und Flechtmaterial liefernde Cypergras (Cyperus Papyrus) ist jetzt auf Äquatorial- und Südafrika beschränkt. Es war früher eine gemeine Uferpflanze des ägyptischen Nil und der dortigen Bewässerungsgräben. Die im Altertum ebenfalls so sehr verbreitete blaue und weiße Lotosblume (Nymphaea Lotos), arab. Beschnin, kommt heute nur noch im Delta vor. Die im warmen Asien so gewöhnliche, so schöne Nelumbo-Wasserlilie (Nelumbium speciosum) mit ihren eßbaren Kernen ist zur Zeit aus Ägypten verschwunden. Sie ist zur Pharaonenperiode wohl aus Asien eingeführt und am Nil teils angebaut, teils verwildert gewesen. Nach Strabo pflegten die Einwohner Alexandriens sich von Bootsleuten in die Nelumbo-Plantagen rudern zu lassen, um im Schatten der ungeheueren Blätter Mahlzeiten einzunehmen, resp. aus dem napfförmig vertieften Laube zu trinken.

Die ägyptische Wüste enthält zahlreiche Krautpflanzen und Stauden, deren holzige, sehr verästelte Stengel sich kriechend am Boden ausbreiten, das meist winzige Kraut und die oft noch winzigern Blüten kaum erkennen lassen. Dazu gehören Retem (Stipa tenacissima), Ginster, Nitrarien, Zillen, Melden, Calligonen, Agol (Alhagi manniferum), Zygophyllum, Stachelgras (Aristida pungens, plumosa), Agol el Gasal (Fagonia arabica), Belbel (Anabasis articulata), Had (Cornulaca monocantha), Salzkraut (Salsola) u. s. w. Zerstreut findet sich auch die bekannte Jerichorose (Anastatica hierochontica). Am wüsten Meeresgestade sprießen Seidelbast, Glasschmalz, Salzkraut, Natterkopf, Ringelblume, Baldgreis, Hundszunge, Schwarzwurz, Teufelsauge, Gauchheil u. v. a. hervor. Die flachen Ufer des Mareotis-Sees zeigten sich meilenweit mit Windröschen (Epilobium hirsutum) bedeckt. Sonst erscheinen um die Küstenseeen her und am Nil hübsche Graspflanzen, wie Zuckerhalm (Saccharum

aegyptiacum, S. cylindricum), Schilfrohr, Spanischrohr, Cypergras, ferner Binsen, Rohrkolben u. s. w. Auf alten Schutthaufen hat sich reiche Krautvegetation angesiedelt, darunter Withania somnifera, Stechapfel, Verbenen, Kornblumen, Hornklee, Schneckenklee, Gänserich, Abutilon, Erdrauch rc. rc.

Die ägyptische Tierwelt ist eine großenteils afrikanische, wiewohl dort selbst gewisse europäische Formen nicht fehlen. Fledermäuse, arab. Wetwat, bevölkern in ungeheueren Zahlen die altpharaonischen Tempel und Grabhöhlen. Von Raubsäugetieren werden hier größere luchsähnliche Wildkatzen, (Felis catus, F. caracal, F. libyca), die gestreiften Hyänen (Hyaena striata), der Wolfshund (Canis lupaster), der Fuchs (C. niloticus), die Sabera (C. famelicus) und der niedliche großohrige Fenek (C. Zerda) beobachtet. Die hübscheste größere Katzenart dieses Gebietes ist der Rotluchs oder Karakal. Die kleinpfotige Steppenkatze (Felis maniculata) bildet das Stammtier unserer Hauskatze. Fuchs und Wolfshund treiben sich gar nicht selten in den Zuckerrohrfeldern um Cairo herum. Sie brechen Nachts in Taubenschläge oder Hühnerställe ein. Das Ichneumon (Herpestes ichneumon) baut am Stromufer, an Böschungen der Gräben, an alten Schächten von Wasserrädern, fängt kleine Säugetiere, Vögel, Reptilien, Insekten, bestiehlt aber selbst die Gehege des Hausgevögels. Man hält dies Tier zuweilen zahm. Der Bandiltis (Rhabdogale mustelina) hat die räuberischen Gewohnheiten aller anderen Marderarten. Er reicht bis zum Kapland. Ein hübsches Wiesel (Mustela africana) wird angeblich als Mäusevertilger zahm gehalten. Unter den Insektenfressern fallen Igel und Spitzmäuse auf. Eine Fülle von Stachelmäusen (Acomys) und von Ratten, theils einheimischer, theils fremder Art, unter letzteren die kosmopolitische Wanderratte, werden den Menschen beschwerlich.

Die ägyptischen Wüstenthäler gewähren vielen Gazellen (Antilope dorcas) sowie auch kleineren Trupps der stattlichen Kuhantilope (Ant. bubalis), der großen bogenhörnigen Oryx

(Ant. leucoryx), der leierhörnigen Mendesantilope (Ant. addax) Aufenthalt. Der Steinbock (Capra sinaitica) bewohnt wie das Bergschaf oder der Mähnenmouflon (Ovis tragelaphus) die unzugänglicheren Wüstenberge.

Ägyptens Vogelwelt ist ebenso reich wie interessant. Dies Land nimmt im Herbst einen guten Teil unserer Zugvögel auf. Es hat aber auch viele eigene Charaktervögel. In den Kronen der Dattelpalmen sieht man besonders abends und morgens Lach- und Ringeltauben, oder den spitzbübischen Schmarotzermilan (Milvus parasiticus), die niedliche Zwergeule (Athene persica) und den weißbunten Aasgeier (Neophron percnopterus) hocken. Eine Abart des Lämmergeiers (Gypaëtos barbatus) streift das Gebiet, in dem einige schöne Adler- und Falkenarten heimisch sind. In der Thebaide macht sich der große Umberrabe (Corvus umbrinus) bemerkbar. Über die Halfabüschel streicht ein reizender spangrüner Bienenfresser (Merops viridis), während ein kolibriähnlicher ungemein niedlicher Honigsauger (Nectarinia metallica) die stark duftenden Blüten der Nilakazien umflattert. Das Kuckucksgeschlecht liefert den sehr possierlichen langschwänzigen Straußkuckuck (Oxylophus glandarius). Über den Wassern rittelt beutespähend ein schwarz- und weißbunter Eisvogel (Alcedo rudis); geschäftig trippeln niedliche Wadvögel, unter ihnen der Krokodilwächter der Alten (Charadrius aegyptiacus), an den Ufern umher. Der Kibitz läßt im Winter seinen durchdringenden Ruf erschallen. Ungeheuere Flüge von Reihern, Löffelreihern, von Schnepfenvögeln, von Kranichen und Jungfernkranichen, von Flamingos, Enten, Gänsen, Scherenschnäbeln, Möven, Seeschwalben und Pelikanen sammeln sich zeitweise an den Ufern der Küstenlagunen, am Nil und an den zum Teil salzhaltigen, mehr landein gelegenen Lachen. Das gewährt ein gar buntes belebtes Bild.

Ägypten hat einige ziemlich gefährliche Giftschlangen, wie die Kleopatra-Schlange (Naja haje), die Horn- und die Sandviper aufzuweisen. Trotzdem hört man nur selten von durch solche Tiere veranlaßten Unglücksfällen. Die hier lebenden Eidechsen,

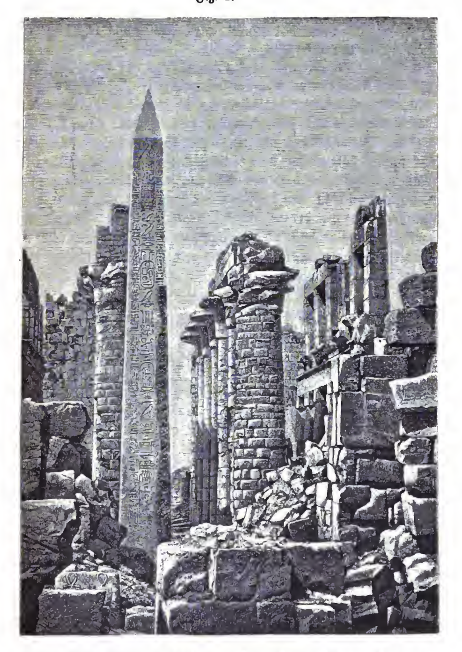
unter denen sich größere Arten befinden, ferner die hiesigen Skinke, Agamen, Geckos, unter den Wirbellosen die Spinnentiere, Tausendfüße, Grad- und Hautflügler, haben meist ein einförmiges, dem Farbenton der Wüste entsprechendes Kolorit. Nirgendwo zeigt sich das Naturprinzip der schützenden Aehnlichkeiten in so hohem Grade entwickelt als gerade hier. Die in diesen Gegenden lebenden echten Mäuse, Renn- und Springmäuse, die Füchse, Gazellen, Schakale, Wolfshunde, Vögel, Reptilien und Insekten tragen ein mehr oder minder helles, falbes, fahlgelbes oder graulich-gelb-braunes Kleid. Das läßt sich kaum von ähnlich gefärbten Stellen des Wüstenbodens unterscheiden. Behend in ihren Bewegungen, wissen jene Geschöpfe an offenen Strecken jede noch so geringe Unebenheit des Bodens zu benutzen um sich daselbst zu verbergen.

Die Färbung der hiesigen Käfer ist bis auf einige sehr schöne Prachtkäfer (Buprestis), sowie bis auf die hübsch-getüpfelten Laufkäfer Graphipterus und Anthia, nur einförmig, ja düster. Erstaunlich ist streckenweise an den Grenzen der Wüste die Zahl der Ameisenbauten und der Trichtergrübchen von Ameisenlöwen.

Gewisse charakteristische Tierformen, wie Nilpferd, Krokodil und Ibis, sind jetzt bis auf einige der gewaltigen Panzerechsen aus Aegypten nach Süden hin verdrängt.

Ägypten wird von einem merkwürdigen Volke bewohnt, dessen nahe Verwandtschaft mit den nordafrikanischen Berbern oder Imoscharh einer- und den nubischen Berabra andererseits, ferner den Abyssiniern und Bedja, mir unbezweifelbar erscheint. Dieses Volk, die Retu der Pharaonenzeit, sind sehr alte Bewohner des Nilthales. Allem Anschein nach die früheste und mächtigste Kulturnation der Erde, haben die von den Pharaonen-Dynastieen beherrschten Retu staunenswerte Zeugnisse ihrer hohen Bildung in den Trümmern ihrer mit Skulpturen und Malereien bedeckten Riesenbauten, in ihren zahlreichen Mumien und sonstigen Gräberfunden hinterlassen. Es kann hier unmöglich unsere Aufgabe werden, die Herrlichkeiten dieser zum Teil fast märchenhaft

Fig. 2.



Der Obelisk des Taudmes (Thotmosis) und die Säulenhalle (Hypostyl) in den Ruinen des Reichstempels zu Karnak (Theben).

erscheinenden Trümmerwelt, in deren Aufhellung jetzt alle kultivierten Nationen wetteifern, aufzuzählen und selbst nur flüchtig zu beschreiben. Ich will hier u. a. die Ruinen des Hypostyles aus dem Reichstempel von Karnak (Theben) als eine der großartigsten Schöpfungen hinstellen, welche jemals Menschengeist erdacht, welche jemals Menschenhand geformt hat. (Fig. 2.) Ein anderes Bildchen könnte uns nach dem lieblichen Eiland Philae an der nubisch-ägyptischen Grenze versetzen, zwischen dessen Dattelpalmen, Akazien- und Henabüschen die harmonischen Formen des Hathortempels in den tiefblauen Äther emporstreben. Jeder Gebildete hat aus der Geschichte gelernt, wie die alte Pharaonenmacht, deren glanzvollste Dynastieen einst Nubien, Syrien und die Staaten Mesopotamiens erzittern gemacht, nach Jahrtausende langem, von zahlreichen Wechselfällen unterbrochenem Bestehen allmählich durch die Einbrüche der Syroaraber, der Iraner, Griechen und Römer vernichtet worden ist.

Die Retu stellten in ihrer Reinheit einen im Durchschnitt mittelgroßen (1560—1580 mm hohen) wohlgebauten Menschenschlag von gelb-bräunlicher, bald etwas in rot, bald in weizengelb spielender Hautfarbe dar. Das Volk zeigte in seinem höchsten Altertume jene plumperen Züge mit den weitgeschlitzten Augen, mit der prominierenden, an der Spitze stumpfen, an den Flügeln breiten Nase, mit dem großen fleischigen Mund, die zurückweichende Stirn und die zusammengedrückten Schläfe, welche wir noch heutigen Tages unter den Barabra, Fundj und manchen Nigritierstämmen Centralafrikas wahrnehmen. Diese Züge lassen sich an den Statuen des Beamten Sepa, des sogenannten Dorfvorstehers, des Hosi, des Rahotpu, an den Büsten zweier Ägypter der Museen von Bulak und des Louvre u. s. w. erkennen. In gemildertem, verfeinerten Grade erkennen wir diese Züge ferner an den alten Königsdarstellungen der Chufu, Chafra, Snefru, Menkahor (Menkera) u. s. w. Später, mit Ausbreitung der Civilisation veredeln sich die Züge namentlich der herrschenden Dynastieen, wiewohl selbst unter ihnen der Grundtypus ein gleicher bleibt. Die Nase erhält unter den

Ramessiden u. s. w. die anmutige Biegung ihres Rückens, der Mund wird feiner, zeigt sich aber immer noch üppig und läßt jene leichte, natürlich-sarkastische Verziehung seiner Winkel nach oben, jene lineäre Umrahmung der Lippen wahrnehmen, welche

Fig. 3.



Beduinen-Scheih.

bis in unsere Tage ein Eigentum vieler Afrikaner bis zu den Kaffern und Guinea-Bewohnern bleibt. Diese Formen wiederholen sich bei den Weibern in verfeinertem Maße.

Später hat der Retu-Typus viele Mischungen erfahren. Bei

Fig. 4.



Berber-Frau aus Algerien.

der Nähe Asiens konnte eine häufigere Kreuzung mit semitischem oder syroarabischem Blut nicht fehlen. Namentlich hat wohl die lange Herrschaft der Hyksos, unzweifelhaft syrisch-arabischer

Nomadenstämme, unter der ägyptischen Bevölkerung dauernde physische Spuren hinterlassen. Deshalb finden wir auch im Delta und unter den Beduinenstämmen des arabischen Wüstenteils von Unterägypten so viele Individuen mit an semitische erinnernden Zügen (vergl. z. B. Fig. 3), wogegen unter den Beduinen des libyschen Wüstenteils der dem Retutypus näher verwandte der

Fig. 5.



Neuägypterin.

Berbern oder Imoscharh zum Durchbruch gelangt. Ich lasse hier eine sogenannte Kabylin abbilden, deren Gesichtsschnitt vieles an den älterer Fellach-Weiber Erinnerndes zeigt (Fig. 4). Später haben auch Vermischungen der Retu mit Persern, Griechen, mit Arabern des Chalifat, mit Schwarzen, Türken, Tscherkessen und Franken stattgehabt.

Die heutige ägyptische Bevölkerung ist daher eine sehr gemischte. Den alten Retutypus haben innerhalb derselben zunächst die christlichen Kopten fortgepflanzt, wiewohl auch sie nicht frei von Kreuzung geblieben sind. Die gegenwärtige mohammedanische Hauptmasse des eigentlichen ägyptischen Volkes zerfällt in Stadtbewohner und in Ackerbauer oder Fellachin (Hederi, Hadari). Erstere sind gemischter als letztere, unter welchen der Retutypus selbst bei den Weibern noch zahlreich auftaucht (Fig. 5). Dies ist namentlich in Oberägypten der Fall.

Der jetzige Ägypter entwickelt in der Blütezeit der Jugend viele Anmut. In dieser Lebensperiode ist der Gesichtsausdruck mild und intelligent, ist der Körper schlank und wohlgeformt. Aber schnell welkt die Blüte dahin. Der männliche Fellach von 30 Jahren bekommt ein breites Gesicht und erhält häufig einen bäuerisch-rohen, indolenten, eines typischen Charakters baren Ausdruck (Fig. 6). Die bessere Klasse zeigt dann im mittleren Alter die gewölbte Stirn, die gebogene, meist etwas stumpf-spitzige, breitflüglige Nase, den breiten Mund, das runde Kinn, die vollen Wangen und die robuste Gestalt, physische Eigenschaften, wie sie u. a. der vielgenannte Rebell (Asi) Achmed Bascha*) Ibn el Arabi (Arabi Pascha) repräsentirt. Das Fellachweib erhält von 18—20 Jahren ab platte und dennoch auch eckige Züge von fadem, selbst gemeinem, Ausdruck, eine welke Haut, einen schlaffen Busen und hervortretenden Bauch. Dies sowie die schneidende, sich gern in keifender Suada ergehende Stimme stempeln eine nicht mehr ganz junge Fellacheh zu einem keineswegs begehrenswerten Artikel. Vornehmere ägyptische Weiber erreichen beträchtliche Korpulenz.

Die Tracht der Neuägypter ist die malerische türkisch-arabische. Unter dem national-gesinnten Vizekönige Said-Basha blieb dieselbe auch für die Beamten und das Heer vorgeschrieben. Zur Zeit hat der Beamte ein unkleidsames Kostüm alla Francha an-

*) In Ländern arabischer Zunge sagt man nicht Pascha, sondern Basch a.

gelegt. Die Truppen tragen jetzt Waffenrock und enge Beinkleider. Dagegen hat man den orientalischen Tarbusch oder Fez allgemein beibehalten. Kaftan, gestickte Jacke wie Weste und

Fig. 6.



Alter Fellach-Dorfvorsteher (Schech el Beled).

Pluderhosen sind mehr Eigentum der nicht bediensteten Städter geblieben. Die Weiber verhüllen das Gesicht mit dem schmalen,

an das Kopftuch befestigten Burko oder Schleier, die Gestalt mit Tüchern, die bei der besseren Klasse aus bauschiger Seide be-

Fig. 7.



Straße in Cairo.

stehen. (Fig. 7.) Der Fellach benutzt nur eine Filz- oder Baumwollenkappe (Libde, Takie), einen meist indigoblauen Baumwollen-

kittel und kurze weite Hosen. Bei der Arbeit begnügt er sich wohl nur mit den letzteren oder mit einem um die Hüften geschlagenen Zeuglappen. Als Überwurf dient ein weites wollenes schwarzes oder streifiges, mantelähnliches Kleidungsstück (Djellabie, Surie, Abaye, Djibbe oder Huram). Rote oder gelbe Schuhe, sowie ein Turban, werden gewöhnlich nur an Feiertagen angelegt.

Die Fellach-Weiber bedecken sich mit einem langen baumwollenen indigoblauen Hemde, mit dem schwarzen Kopftuche und dem ebenso gefärbten Gesichtsschleier. In Oberägypten dient statt des Hemdes ein grobwollener oder baumwollener brauner, in malerische Falten gelegter Umwurf. Weite Hosen sind seltener in Gebrauch, eher noch die gelegentlich auch von Männern benutzte blaukarrirte Milaye, ein weiter, dicht befranzter Shawl.

Die Beduinen wählen die buntseidene, mit dem Kamelhaarstrick befestigte Kefie, ein langes, weites Hemd, einen der oben beschriebenen Überwürfe, oder nur ein großes wollenes Umhängetuch, Haik, Barakan. Patronhülsen, Pulverhorn, Dolch und lange Flinte weichen selten von diesen Söhnen der Wüste (Fig. 3).

Die Weiber der besseren Klasse putzen sich mit den häufig recht geschmackvollen im Lande gearbeiteten Gold- und Silberzieraten. Fellach-Frauen beschränken sich auf Schnüre von Glasperlen, auf Hand- und Fußringe aus Metall, Horn oder Glas. Seltener flechten sie aufgereihte Goldmünzen ins Haar. Widerlich wirkt der Nasenring. Auch die Tättowierung des Gesichtes, des Hand- und Fußrückens, das Blaufärben der Lippen, das Rotfärben der Nägel, der Handteller und Fußsohlen (mit Hena) tragen durchaus nicht zu ihrer Verschönerung bei.

In den Städten findet man, das zum Teil im italienischen Villenstil gebauete Alexandrien und das von sarazenischen Prachtbauten starrende Cairo ausgenommen, nur wenige hervorragende, mit architektonischem Zierat besserer Art geschmückte Häuser. Alles übrige, auch die Hütten der Fellach-Dörfer, sind elende aus Lehm oder Nilschlamm errichtete, mit einer Mischung von

Lehm und Kuhdünger überschmierte Hütten ohne besondere Rauchfänge.

Der Ägypter lebt mäßig, meistenteils von Vegetabilien. Reis- und Mehlspeisen sind bei ihm an der Tagesordnung. Seltener gönnt er sich Fisch oder Fleisch. Der Fellach ist schon zufrieden, wenn er über flaches Brot, roh, oder mit Buffbohnen oder mit Linsen gekocht, über Zwiebeln, Kürbis, Lauch und reines Wasser gebietet. Zur Anfettung dienen flüssige, oftmals recht bockig schmeckende Butter, Oliven-, Sesam-, Nuß-, Baumwollenöl u. dgl.

Das Hausgerät, voll orientalischen Prunkes bei den Reichen, immer noch behaglich bei der Mittelklasse, ist höchst dürftig beim Fellach. Eine Handmühle zum Zerkleinern der Brotstoffe, eine Glasflasche, eine irdene Schüssel, einige Gulles und Bardaks oder poröse Wasserkrüge von verschiedener Größe, eine Pfeife nebst Zubehör, zuweilen eine hölzerne Truhe genügen der Mehrzahl. Nachts wickelt man sich in Decken. Baumwollene, mit Glanzkattun überzogene Steppdecken fand ich in vielen Hütten selbst der Ärmeren vor.

Der Ägypter ist im allgemeinen fleißig, intelligent, gutmütig, mildthätig und heiter, zugleich aber auch schwatzhaft, habgierig und geizig. Von häuslicher Moral ist bei ihm nicht viel die Rede, wenngleich die Vielweiberei sich hier kaum in höherem Schwunge hält. Unter dem toleranten Regiment des großen Reformators Mohammed-Ali und seiner nächsten Nachfolger ruhte im Nillande der religiöse Fanatismus. Daß dieser aber trotzdem gelegentlich in hellen Flammen emporlodern kann, das beweisen die jüngsten von uns selbst so vielbeklagten Unruhen.

Die Sprache des Landes ist der östliche Dialekt des Arabischen. Dieser wird selbst von den Kopten geredet, deren Idiom, eine Tochter des Altägyptischen, nur noch in den liturgischen Büchern existiert. Dies Idiom wird im Volke nicht mehr verstanden. Die Koptenpriester bedienen sich beim Ablesen der Gebete zugleich einer arabischen Übersetzung. Während die ägyp-

tischen Mohammedaner den Sekten der Melikiten und Schafeïten, seltener der Hanafiten, angehören, sind die Kopten teils monophysitische, jakobitische und teils katholische, melikitische Christen. Sie verfügen über eine Anzahl von Klöstern. Ihrer ererbten Religion treu ergeben, haben sie diese, trotz schwerer über sie verhängter Bedrückungen, gegen die Anstürme des Islam mit großer Zähigkeit zu bewahren verstanden. Sie sind schlau, betriebsam, kriechend, gaunerig, unzuverlässig und vielfach der Trunksucht ergeben. Die Kopten erwerben ihren Lebensunterhalt als Schreiber, Buchhalter und als Subalterne der Regierung. Indessen befinden sich unter ihnen auch einige Kaufleute und Ackerbauer. In Sitte und Tracht folgen sie den übrigen Ägyptern. Außer ihnen leben noch griechische, armenische und maronitische Christen im Lande — ganz abgesehen von den sehr polyglotten Franken.

Hauptquell der Ernährung in Ägypten ist der Ackerbau, zu welchem die alljährlich stattfindende Regenerierung des Bodens durch die Nilüberschwemmungen das Land wie geschaffen macht. Es ist häufig von der absoluten Unerschöpflichkeit des ägyptischen Ackerlandes die Rede gewesen, dies aber mit Unrecht. Fallen die Überschwemmungen kärglich aus, so bildet sofortiger Notstand eine Folge. Das Bedürfnis nach rationeller Bewirtschaftung macht sich auch hier immer mehr geltend. Düngung der Ackerkrume bleibt keineswegs überflüssig, und zwar um so weniger, als der überhäufte Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr der Ertragsfähigkeit zu schaden droht. Die künstliche Bewässerung ist hierzulande von größester Wichtigkeit für den Landbau, namentlich zur Zeit des niederen Nilstandes (S. 9). Kanäle, Gräben, Dämme, Durchstiche, Schleusen und Dampfhebewerke, selbst Turbinen, sorgen für die Verteilung des Wassers, dessen weitere Leitung auch auf dem einfachsten Bauernfelde noch mit möglichster Umsicht bewerkstelligt wird. Auf höher gelegene Ackergebiete wird das Wasser mittelst der Schaduf, d. h. an drehbaren Stangen aufgehängter Schöpfeimer oder Krüge gehoben. Mehr noch leistet in dieser Hinsicht die Sakie, d. h. ein aufrechtes von

Ochsen in Betrieb gesetztes Wasserrad, über dessen Speiche eine Reihe von Schöpfkrügen auf- und niedergeht (sogen. Paternosterwerk). Meist unter schattigen Bäumen gelegen, erhöht ein solcher Hebeapparat das Malerische der bei gewisser Einförmigkeit dennoch recht lieblichen ägyptischen Landschaft. Man unterscheidet hier den Winterbau, welcher alsbald nach dem Zurücktreten der Überschwemmung auf dem noch ganz durchfeuchteten Boden beginnt, dann den namentlich in Unterägypten betriebenen, vom Frühjahr bis Herbst dauernden Sommerbau und den bis zum Spätherbst dauernden, kürzeren Spätsommerbau.

Zu den Hauptgegenständen des Ackerbaues gehören Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Mais, Durrah (Sorghum), Dochn (Penicillaria), Klee (Trifolium alexandrinum), Reis, Saubohnen, Lubia (Dolichos), Erbsen, Kichererbsen, Linsen, Lupinen, Tabak, Baumwolle, Hanf, Flachs, Mohn, Indigo, Hena (Lawsonia inermis), Krapp, Saflor, Sesam, Ricinus und Zuckerrohr. Weizen, Gerste, Mais, Durrah, Reis, Baumwolle und Zuckerrohr liefern bedeutende Erträge. Zur unmittelbaren Nahrung werden gebaut: Zwiebeln, Schnittlauch, Knoblauch, Porre, Aron Colocasia mit eßbaren Wurzeln, Möhren, Kohl, Beten, Lattich, Spinat, Rauten, Salat, Chubbesi (Malva verticillata) Sauerampfer, Bamie (Hibiscus esculentus), Rettich, Portulak, Endivie, die oben erwähnten Hülsenfrüchte, ferner Liebesäpfel, Eierpflaumen, roter Pfeffer, Gurken, Melonen, Wassermelonen, Koriander, Kümmel (Cuminum cyminum), Schwarzkümmel (Nigella sativa), Bockshorn, Kresse, u. a. m. Ölbäume werden besonders in den Oasen kultiviert.

An Haustieren werden gut geformte Rinder, Büffel, langohrige und kurzohrige Ziegen, Schafe mit und ohne Fettschwanz und mit wolligem Vließ, einhöckrige Kamele von schwerer, ausdauernder Rasse, wohlgebauete Esel, Eselbastarde, Pferde von zwar nicht schöner, aber brauchbarer Rasse, ferner Hühner, Puter, Tauben, Gänse und Enten gezüchtet. Ägypten produziert auch Hedjin oder Reitkamele, welche aber nicht die Vollendung der

nubischen erreichen. Schweine von gemischt-indischer Zucht werden bei Kopten, Griechen und Europäern gehalten. Der getrocknete Dünger, in erster Linie der Rinder, dann der Büffel, ferner der Kamele, Ziegen und Schafe, dient als Brenn- und Baumaterial (S. 26). Taubenkot wird zur Ackerdüngung verwendet. Der dem Moslim als unrein geltende Hund, eine struppige, schakalähnliche Rasse, treibt sich in Unter- und Mittelägypten herrenlos umher. Erst in Oberägypten findet das Tier bestimmte Gebieter. In der Nähe von Erment (Hermonthis) halten Fellachin und Beduinen eine sehr große zottige Rasse von unbekannter Herkunft.

Die in früheren Jahrhunderten auf die Anfertigung grober Kleiderstoffe, feiner und gröberer Thongeschirre, metallener Zierate und Geräte, verschiedenartiger Waffen u. s. w. beschränkte **Industrie** hat unter Mohammed Ali einen erhöhten Aufschwung genommen. Es sind unter den Auspicien dieses Regenten in verschiedenen Städten große Zucker-, Baumwollenstoff-, Tuch-, Pulver-, Gewehr- und Kanonenfabriken, Webereien für Seiden- und Baumwollenzeuge, für Segeltuch, dann Färbereien, Salz- und Salpetersiedereien, Schiffswerfte u. s. w. eingerichtet worden. Der sehr beträchtliche Handel Ägyptens ruht in den Händen europäischer wie einheimischer Häuser, die ihre Hauptsitze zu Alexandrien, Rosette, Damiette, Tanta, Cairo, Port Said und Suez haben. Ausgeführt werden besonders Baumwolle, Zucker, Indigo, Mehlfrüchte wie Reis, Mais, Sorghum, Gerste, Weizen, Linsen, Erbsen, Bohnen, ferner Datteln und verschiedene Erzeugnisse Sudans. In geringeren Quantitäten gelangen Kaffee, Tabak und Natron zum Export. Die Einfuhr europäischer Artikel der denkbar mannigfaltigsten Art, auch türkischer, nordwestafrikanischer und syrischer Industriewaren (Seidengewebe, Teppiche, Burnusse, Turbane, Shawls, Schuhe, Metallarbeiten, Waffen u. s. w.) ruht hauptsächlich in den Händen englischer, französischer, italienischer, deutscher, griechischer und türkisch-syrischer Häuser. Das Geld besteht in klingender Münze, zu welcher die

gangbaren Stücke aller Staaten Europas und der Pforte, Britisch-Indiens, Amerikas u. s. w. ihre Beiträge liefern. Den Verkehr vermitteln Eisenbahnen, Telegraphen, Kamelstraßen, mehrere mit Europa und Asien in regelmäßiger Verbindung stehende Dampferlinien, die Küsten- und die sehr rege Flußschiffahrt. Die Posten werden gut verwaltet. Sie vermitteln den brieflichen Verkehr in rascher und pünktlicher Weise.

Die Statthalterschaft Ägypten — Ayalet Missr — ist der hohen Pforte tributär und wird von einem Angehörigen der Dynastie Mohammed Ali's (Mehemet Ali's) regiert. Dieser, welcher früher nur den offiziellen Titel eines Wali (Gouverneur) führte, darf sich jetzt „Chediwe" nennen. Er ist im Range dem türkischen Großvezir untergeordnet, hat übrigens Gewalt über Leben und Tod. Die neuerdings stattgehabten Versuche zur Einführung einer Repräsentativ-Verfassung haben den Eindruck von Farcen hinterlassen. Die Autokratie des Chediwe ist höchstens durch europäische Eingriffe, namentlich durch die Finanzkommissionen, die gemischten Gerichte, denen die europäische Kolonie unterworfen ist, durch die direkte Thätigkeit der Engländer und die Aufstände der eigenen Landeskinder beeinträchtigt worden. Die ägyptischen Finanzen befinden sich bekanntlich im trostlosesten Zustande. Was hier die Verschwendungssucht der Großen, der Schlendrian, die Mißwirtschaft des Beamtentums sowie die mangelhafte Regelung des Steuerwesens nicht sündigen, wird durch die Excesse zahlreicher, den vizeköniglichen Hof und die Bureaux der Regierung umlagernder europäischer Hochstapler verdorben. Namentlich haben viele schwindelhafte Industriegesellschaften und andere Repräsentanten des Gründertums großes Elend über das schöne Land gebracht. Die Steuerkraft der während Jahrtausenden dem schwersten Druck ausgesetzten Landbevölkerung wird in manchen Zeiten auf willkürliche Weise zur größtmöglichen Höhe emporgeschraubt. Als während des nordamerikanischen Bürgerkrieges der Baumwollenbau im Nilthale eine vorher nie geahnte Ausbreitung erreichte, wurde der Fellach

wohlhabend und hatte es leicht, Steuern zu zahlen. Diese üppige Produktion hat aber seitdem wieder mit Riesenschritten abgenommen, und verschiedene Ursachen, zum Teil auch die kürzlich stattgehabten Unruhen, haben einer erneuten Verarmung des Landes Vorschub geleistet.

Man hat verschiedene Versuche unternommen, die Gesundheitsverhältnisse Ägyptens aufzubessern, indessen ist bis jetzt alles Streben nach Gutem an dem Schmutz der Eingeborenen und an der trägen Sorglosigkeit der Verwaltungsbehörden gescheitert. Daher richten Epidemieen, wie z. B. Typhus und Cholera, trotz der übrigens günstigen klimatischen Verhältnisse leicht die furchtbarsten Verheerungen an.

Ägyptens Vizekönig unterhält eine große Zahl anspruchsvoller Beamten, welche sich bei einer ganz unregelmäßigen Besoldung der Bestechung höchst zugänglich erweisen. Das ägyptische Heer war zu Mohammed Ali's Zeiten unter der trefflichen Führung des früheren französischen Oberst Selves, des späteren Muschir Soliman Pascha, zu einem hohen Grade von Disziplin und Schlagfertigkeit gediehen, es war reich an Mannschaften, gut uniformiert, bewaffnet und gedrillt. Wie aber die heutigen Verteidiger des Nilthales in militärischer Hinsicht herabgekommen sind, das lehrten uns die Niederlagen in Abyssinien sowie im eigenen Lande. Erstere werden von G. Rohlfs in dessen neuestem Werke über Habesch ausführlich erörtert, letztere sind noch in Aller Mund. Selbst die besten Erzeugnisse der Krupp Snyder u. s. w. haben hier nichts gefruchtet.

Ägypten zerfällt in mehrere die großen Städte umfassende Gouvernements (Mohaffas) und in Provinzen (Mudiries), diese wieder in Distrikte (Kismat). Man unterscheidet in Unterägypten — Bachri — die Mudiries: Keljubie, Dakalie, Raudet el Bachren, Bachire, Raschid, Damjat, Suwes. In Mittelägypten — Wostanie — befinden sich Minie, Beni Suef und Djise, in Oberägypten dagegen Kene, Esne, Siut, Girge. Die Gouverneure, Mudire, bekleiden je nach dem Umfange ihrer Funktionen

und nach der Wichtigkeit ihrer Distrikte, einen verschiedenen Rang. Dasselbe findet unter den Distriktschefs statt. Ein solcher wird Nasir el Kisme genannt. Es würde uns aber zu weit führen, noch näher in den Verwaltungsmechanismus des Landes einzudringen.

Wie in allen mohammedanischen Staaten, bildet auch in Ägypten der Koran die ursprüngliche Richtschnur für das Rechtswesen. Die Sunne oder Regeln, die geschichtlich beglaubigte Tradition des Propheten und die Aussprüche der vier rechtgläubigen Stifter (Imame) der Riten dienen zur Erläuterung aller Koran-Satzungen. Die Müfti sind die Rechtsgelehrten und Erklärer der Rechtssatzungen. Die Kadis sind die eigentlichen Richter. Jene wie diese gehören zum Stande der Ulema, Sing. Alim, der Gelehrten (des Islam). Indessen haben seit Mohammed Ali wesentliche Reformen des ägyptischen Rechtswesens stattgefunden, es ist z. B. unter Said Pascha ein Gesetzbuch, El Kanun, erschienen, eine wunderliche Verschmelzung von religiösem und weltlichem Rechtswesen. Später sind Richterkollegien nach moderner Fassung, Handelsgerichte u. s. w. eingesetzt worden. Endlich hat man eine für Eingeborene und Fremde zugleich anwendbare Rechtsverfassung eingerichtet. Früher unterlagen letztere nur der Jurisdiktion ihrer betreffenden Konsulatsbehörden. Wir müssen es leider dem Leser überlassen, über die Einzelnheiten der neuesten Justizorganisation in anderen Quellen Belehrung zu suchen.

Es erübrigt noch ein Blick auf die hervorragendsten ägyptischen Städte. An der Stätte des berühmtesten Ortes des ptolemäischen Zeitalters breitet sich das neue Alexandrien (Iskenderie) aus. Die Stadt hat etwa 180000 Einwohner, enthält das vizekönigliche Schloß Ras el Tin, und die Paläste Großer, ferner mehrere Moscheen, europäische Kirchen und Bethäuser, Schulen u. s. w. Es ist Sitz des koptischen Erzbischofes, der europäischen Generalkonsulate, Aufenthalt vieler (auch europäischer) Großhändler und ist ein Hauptemporium des ägyptischen

Handels wie auch des überseeischen Verkehrs. Das ansehnliche Frankenviertel enthielt u. a. recht hervorragende Hôtels. Das Eingebornenviertel bestand zum Teil nur aus schmutzigen halbverfallenen Lehmziegelbauten. Bekanntlich hat der Ort durch das Bombardement seitens der englischen Flotte und durch die Mordbrennereien des ägyptischen Pöbels schwer gelitten. In der Nähe befindet sich in schattiger Lage die einige hübsche Villen aufweisende Niederlassung Ramle.

Hauptort der Provinz Raudet-el-Bachren ist das wohlhäbige Tanta, woselbst alljährlich zu Ehren des Schekh Achmed el Bedaui zwei große Messen abgehalten werden, auf denen es immer bunt hergeht. In diesen Messen, sowie in anderen ägyptischen Volksfesten und Städtetagen birgt sich noch mancher Rest aus dem altheidnischen Leben.

Hauptort der Provinz Djise ist zugleich die Landeshauptstadt Cairo, Masr el Kahira, auf den Trümmern von Fostat erbaut. Dieser circa 250 000 Einwohner zählende, malerisch am Abhange eines Ausläufers des Mokattamgebirges sich erstreckende Ort bildet eine der schönsten Städte des Ostens, den vornehmen und noch heute glanzvollen Mittelpunkt der mohammedanischen Intelligenz. Über die Stadt mit ihrem Häusermeer, ihren hochragenden Kuppeln und Minarets hinweg schaut die am Fels emporgebaute, mauerreiche, mit der zierlichen Grabmoschee Mohammed-Alis geschmückte Citadelle. Der fränkische Teil Cairos enthält stattliche, im südlichen Villenstil erbauete, von Prachtgärten umgebene Häuser, gerade baumbepflanzte Straßen, Theater, Klub- und andere Vergnügungslokale rc. Der eingeborne Teil hat zwar enge, dumpfige Straßen, in denen aber die ungemein pittoreske Anordnung der prächtig geschnitzten Thore, Balkone, Erker u. s. w., sowie das belebte, an den merkwürdigsten, fremdartigsten Scenen reiche Verkehrstreiben fortwährenden Stoff zur Erhebung, Anregung und selbst Erheiterung gewähren (vgl. Fig. 7). Hier finden sich die schönsten Werke orientalischer Bau-

kunst, die Moscheen El Hasan, Sultan Berkuk, Achmed Ibn Tulun, El Hakim, Sitte Senab, El Hasanen u. s. w.

Die Moschee El-Azher enthält die Hochschule für die islamitische Gelehrsamkeit, in welcher Hunderte von Studenten aus allen Gebieten der mohammedanischen Welt ihre Studien treiben.

Fig. 8.



Mueddin.

Melodisch tönt von den Minaretgallerien der Moscheen der Adan oder Ruf zum Gebet seitens der Mueddin herab (Fig 8). Prächtige, mit einem kaum nennbaren Warenglanz geschmückte Bazare wechseln mit Hunderten von rauchigen Kaffeeboutiquen. Manche Stadtteile endigen in architektonisch reich geschmückten Thoren, wie z. B. Bab el Nasr, Bab el Zukkarie, Bab el Fotuh, Bab Zueili ꝛc.

Wahre Juwele sarazenischer Baukunst sind die außerhalb Cairos gelegenen Kalifen- und Mamlukengräber. Die Hauptverkehrsader der Stadt, die nur schlecht überdachte Muskie, läßt zu ihren Seiten viele europäische Etablissements erkennen. Der große Platz Esbekie, früher ein echt südliches Bild gewährend, ist zur Zeit leider modern europäisiert worden. Überall in der Nachbarschaft schauen aber noch Palmen, Bananen, riesige Cactus, Akazien, Parkinsonien, Poinsettien zwischen den Hausmauern hervor.

Cairo ist Sitz der Landesregierung, der Ministerien, der hohen Gerichtshöfe u. s. w. Hier befinden sich die früher von ausgezeichneten europäischen Lehrkräften geleiteten, zur Zeit in Verfall geratenen Fachschulen für Medizin, Ingenieur-, Staatsrechtskunde, Bau- und Kriegswissenschaft, ferner eine öffentliche Bibliothek, Primär- und Sekundärschulen, islamitische und christliche Klöster 2c. 2c.

Das Straßenleben läßt neben Europäern aus allen Gebieten unseres Festlandes auch Afrikaner nnd Asiaten aller nur möglichen Stämme, Nubier, Abyssinier, Neger, Tuneser, Marokkaner, ferner Armenier, Kurden, Syrer, Perser, Turkomanen, Bocharioten, Chiwaner, Afganen, Hindus, Malayen u. s. w. erkennen, welche sich in allen nur denkbaren Trachten und Zieraten des Ostens wie auch des Westens durcheinander bewegen.

Die Auffahrten vornehmer Personen, vor deren Wagen laut schreiend flüchtige Sais oder Läufer einhereilen, Hochzeitszüge, Begräbnisse, die Aufzüge junger Beschneidungskandidaten, alsdann Märchenerzähler, Schlangen- und Affenbändiger, wandernde Krämer, Verkäufer von unechtem Schmuck, von Waffen, Kleidern, Obst, Speisen u. s. w. bilden eine bunte, stets wechselnde Staffage.

Weite, mit Palmen, häuserhohem Cactus, mit Akazien, Sykomoren, Maulbeerbäumen, Zuckerplantagen u. s. w. bedeckte Anlagen und breite Allee-Wege verbinden die Stadt mit ihren Vororten

Altcairo und Bulak. Letzterer ist zugleich Nilhafen und enthält ein herrliches Museum ägyptischer Altertümer.

Die Nilinsel Roda, auf welcher der Sage nach Moses ausgesetzt und aufgefunden sein soll, ist mit Palästen, mit den Überresten eines noch 1860 die interessantesten Palmgruppen, Bambusgebüsche u. s. w. darbietenden botanischen Gartens geschmückt und enthält den berühmten Nilmesser.

Fig. 9.



Ansicht eines Teils von Girge und des dortigen Nilthales.

In Cairos weiterer Umgebung liegen die Pyramiden, die Sphinx, die Stätte von Memphis, der Obelisk von Heliopolis

und andere vielbesprochene Überbleibsel der Vorzeit. Weiter nilauf erblickt man die Städte Beni Suef, Minie, Monfalut, Siut, Girge, Kene, Esne (Isna) und Assuan. Wie schon oben bemerkt wurde, gewähren diese Orte dem Beschauer nicht viel Interesse. Girge hat wenigstens ein paar hübsche Minarets (Fig. 9) und Siut hat eine schöne Lage sowohl inmitten üppig fruchtbarer Felder als auch wohlgepflegter Gärten. Der fremde Besucher fühlt sich aber noch weit mehr durch die großartigen Altertümer, die Tempel von Beni-Hasan, Dendera, Esne und Theben angezogen.

Zur Zeit vermag der Reisende von Cairo aus teils auf der Eisenbahn, teils auf dem Dampfboot bis zu diesen Herrlichkeiten und selbst noch über dieselben hinaus nach Süden vorzudringen. Behaglicher bleibt jedoch nach wie vor die zwar langsame, indessen auch ergebnisreichere Fahrt auf einer bequemen, gutverproviantierten Dahabie oder Nilbarke.

Bei Assuan befindet sich die an malerischen Punkten so reiche, sogenannte erste Katarakte. Mitten in ihrem Felsenchaos erhebt sich das liebliche, von dem guterhaltenen Isistempel überragte Felseneiland Philae (S. 15). Hier beginnt bereits das nubische Gebiet.

III. Nubien.

Dies auch Beled el Barabra genannte Land, Nub d. h. Goldland der Alten, war bereits ein Gegenstand für die Begehrlichkeit vieler Pharaonen gewesen, welche sich hier nicht allein durch sehr großartige Tempelbauten verewigt, sondern welche hier auch ihre Goldwäschereien und Goldschmelzereien unterhalten haben. Nubien bildet, von Assuan bis gegen Chartum hin gerechnet, ein geographisch ganz wohl abgegrenztes Terrain. Politisch wird der nördliche bis Wady Halfa reichende Teil zum

[illegible] Kene und Esne gerechnet, während die [illegible] Dujja gelegenen Teile, auch Dongola,



[illegible]gouvernement (Holumdarie) Beled Sudan gehören [illegible] der zweiten Katarakte aus dem Zusammenfluß

beider Hauptnilarme befindliche Teil Nubiens bildet die Mudirie Berber u (und) Dongola.

In physischer Hinsicht weicht Nubien nicht unbeträchtlich von Ägypten ab. Auf ersterem Gebiete ist das Kulturland häufig ungemein schmal, auf nur wenige Fuß, ja Zoll breite Streifen beschränkt, welche mit unsäglicher Mühe längs den zum Teil sehr steilen Felsufern unterhalten, werden. In nur einigen Gegenden, so z. B. bei Neu-Dongola, Berber u. s. w. erweitert sich das bebauete Land beträchtlich. Alles übrige ist felsenstarrende Wüste. (Fig. 10.) Dem Schreiber dieses Büchlein passierte es gar nicht selten, daß er vom Landungsbrett der Nilbarke aus über den schmalen Ackerstreif hinweg seinen Fuß direkt in die tote Wildnis hineinsetzen konnte. Um so mehr entzückten dann die spärlichen oasenartigen, üppig bewachsenen Striche, auch die nicht selten reichlich bebuschten Nilinseln.

Südlich vom assuaner Granitdurchbruch (S. 8) begrenzen Sandsteinberge das Nilthal. Sie besitzen steile, von vielen zum Teil tiefeingeschnittenen Rinnsalen durchfurchte Abhänge, deren Gipfel bald flach abgeplattet oder wie Sargdeckel oder auch wie stumpfe Kegel erscheinen. (Fig. 11). Die Schichtung bleibt durchgehends horizontal. Der nubische Wüstensand sticht durch seine tiefgelbe Färbung gegen das lichtere Kolorit des mit vielen Kalkfragmenten durchsetzten ägyptischen ab. Mit dem Sandstein wechseln bunte schiefrige und lockere sandige Thonmergel ab. Die zweite oder Katarakte von Wady Halfa gräbt sich ihr Bett durch solche Sandsteine. Südlicher wird das Nilbett häufig von

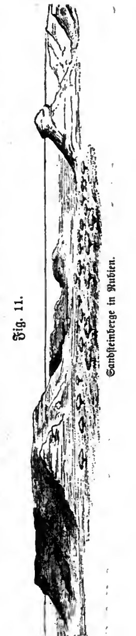


Fig. 11. Sandsteinberge in Nubien.

Granit, Gneis, Thonschiefer eingeengt. Letzterer kann ebenfalls einzelne Erhebungen mit flachem Rücken und mit steilen Abhängen bilden, wie z. B. Djebel Mama, Djebel Tibbet, Djebel Ollaki. Dem Thonschiefer zu Okme entströmen heiße alkalienreiche Quellen, die Bäder Unseres Herrn Soliman oder von Akasche bildend. Im Distrikt Dar-Schaigie erzeugt der nubische Sandstein den großen Tafelberg Barkal, an dessen Fuß im Altertum die reiche Stadt Napata mit ihren dem großen Gotte Ammon Ra gewidmeten Tempelbauten gelegen war. Die von den mächtigeren Pharaonen, z. B. Ramses dem Großen, in der nubisch-arabischen Wüste eingerichteten Goldminen sind als gänzlich ausgebeutet längst der Vergessenheit anheimgefallen.

Nubiens nördliche, zwischen Assuan und Neu-Dongola gelegene Landschaften Batn el Hadjar, Sukkot und Mahas zeigen uns eine öde, starre Natur voller Felslabyrinthe und Katarakten, in denen Wüste (Atmur, Akaba) in den Vordergrund tritt. Diese Bildung entbehrt nur selten allen und jeden Pflanzenwuchses. Meist lassen selbst anscheinend dürre Wüstenstrecken noch einen dünn gesäeten Grasauflug oder spärliche Gruppen niedriger, sparriger, harthalmiger, selbst dorniger Stauden erkennen. In den vielen, quer gegen das Nilbett auslaufenden Thälern der Atmur sind die meist schwarzglänzenden Felsberge kahl. Dagegen erzeugte der Thalboden sehr häufig über mannshohe Gebüsche von Oschur (Calotropis procera), Schau (Salvadora persica), des Heglig (Balanites aegyptiaca), der Tarfa (Tamarix nilotica), der sprödblättrigen Capparideen (Maerua), der blattlosen, im Zickzack gebogenen, rötlichblühenden Rutenzweige des Tundub (Sodada decidua) u. s. w. Solche Gebüsche, deren Hauptpflanzen sich durch einen gewissen barocken Habitus hervorthun, machen einen ureigentümlichen, das Interesse jedes gebildeten Reisenden erregenden Eindruck. Sie wiederholen sich unter denselben Breiten quer durch ganz Afrika. Wo dichterer und höherer Wuchs fehlt, da sprießen wollblättrige Crozophoren, violett- und blaublühende Solaneen, stark aromatisch duftende

Tagarga (Pulicaria undulata) und Schiech (Artemisia judaica), ferner silberblättrige Ambrosien, echte Wüstenstauden, als Zilla, Zygophyllum, Anastatica u. s. w. hervor, oder es breiten sich die Ranken der (purgierenden) Koloquinten über das Erdreich aus. An manchen Stellen bildet die als Viehfutter hochbegehrte Halfa (Poa cynosuroides) schön grüne, in einer Art von Halbkultur gehaltene Felder. Sparrig und rohrartig wächst das hohe Schusch-Gras (Panicum). Einige östliche Wüstenthäler schmücken sich mit dem stolzen Delach (Hyphaene Argun), einer hochragenden dem Dom verwandten Fächerpalme mit in der Mitte faßartig verdicktem, aber ungeteiltem Stamme.

An den übrigens ödesten Stellen der Nilufer fallen weitverästelte, echte Dompalmen, mächtige Sykomoren, sowie breit schirmartig verzweigte, fein gefiederte und langdornige Akazien (Acacia seyal, tortilis), durch den anmutigen Kontrast mit ihrer wilden felsigen Umgebung auf. Es fehlt manchen Punkten dieser einförmigen Natur doch nicht eine gewisse Großartigkeit.

In Dongola sowie südlicher, in den Landschaften der Schaigie, Monassir und Robatat, werden die Nilufer freundlicher. Dichtere Bestände der Dompalme, der Santakazien, der Muchaith (Cordia myxa), der Sesbanien, des Hedysarum, der Mimosen (Mimosa Habbas), der schönblühenden Volkamerien, der Weiden (Salix nilotica), Cassien, sowie noch anderer höherer Gewächse bilden eine waldähnliche Uferbesäumung, welcher selbst Schlingpflanzen, die Winden, Rhynchosien, Oxystelmen, der Cissus, nicht fehlen. Auch manche Nilinseln zeigen einen solchen Wuchs voller Üppigkeit.

Am Saume des Kulturlandes, auf Brachen u. s. w. wuchern die heilkräftigen Sena- oder Sennes-Stauden (Cassia acutifolia, obovata), deren Blätter in Menge ausgeführt werden, neben Nachtschatten, Stechapfel, Salbei, Pfriemenkraut, Zuckerschoten und noch mancherlei anderen, ähnliche Standorte liebenden Stauden oder Kräutern.

Die Tierwelt des nördlichen und mittleren Nubien bleibt

diejenige Ägyptens. Im südlichen Nubien weist die Fauna schon vieles vom Typus der sudanischen auf. Man wird übrigens in den öden Felsgegenden des Beled el Barabra häufiger in der Lage sein, gegen Abend Wolfshunde oder Schakale ihren Durst im Nil löschen zu sehen, als weiter nördlich. Die Zahl der Antilopen mehrt sich. Es fallen hier die Menge der fröhlich um die Uferbänke her spielenden Steinschmätzer (Saxicolae), der Strandpfeifer, Regenpfeifer, Wasserläufer, selbst einzelne Goldschnepfen (Rhynchaea) u. s. w. auf.

Die aus Ägypten großenteils verscheuchten Krokodile lassen häufiger einzeln oder zu mehreren ihre unflätigen Schuppenleiber erkennen. Die riesige Tyrse-Schildkröte (Trionyx nilotica) steckt ihren mit kleinen Augen und sonderbarem Rüssel versehenen Kopf über die Fluten. Der hiesigen Insektenwelt mischen sich mehr und mehr innerafrikanische Formen bei.

Die Bewohner Nubiens sind die Barabra oder Berabra, Singul. Berberi, die Berberiner der in Ägypten ansässigen Deutschen. Sie, die Nobinga ihrer eigenen Benennung, die Berabe-rata der alten thebaischen Völkerlisten, sind nahe Verwandte der kordufanischen Noba, und nach meiner Ansicht auch die Vorfahren der sich allmählich mit libyschen und syrisch-arabischen Elementen gemischt habenden Retu.

Diese Leute gehören nicht, wie unwissende Reisende und dilettierende Ethnologen anzugeben pflegen, zum sogenannten kaukasischen, sondern zum nigritischen Typus, welchen sie noch heute in einem allerdings gemäßigten Grade repräsentieren. Sie sind mittelgroß, proportioniert, durchschnittlich jedoch sehr hager. Ihre Brust ist trapezisch, ihre Hände und Füße sind nicht groß, im ganzen gut gebildet, ihre Unterarme sind dünn, ihre Unterschenkel sind wadenschwach, ihre Knöchel zierlich. Der lange Kopf zeigt eine gewölbte, oben nach hinten zurückweichende Stirn, eine vorragende, entweder leicht gebogene oder gerade, seltener eingedrückte Nase mit stumpfer Spitze und mit breiten Flügeln. Die Augen sind weitgeschlitzt und von lebhaftem Aus-

druck. Man findet unter den Barabra viele an altägyptische erinnernde Köpfe. Ihre Hautfarbe ist bronzebraun, in schokoladen-, zimmet- und schwarzbraun spielend, an Handtellern und Fußsohlen schmutzig-fleischrot. Das schwarze Haar ist stark ge-

Fig. 12.



Berberi (Saïs).

kräuselt. Da dies Volk viel umherzieht, so bleiben Vermischungen nicht aus, und lassen sich unter seinen Söhnen manche Individuen mit schärferen Zügen nicht verkennen. Es wäre aber durchaus verfehlt, gerade diese als Vertreter des berberinischen Typus

hin- und als solche bildlich darzustellen, wie dies z. B. R. Oberländer in seinem Buch „Fremde Völker“ nach ungenügenden Vorlagen aus dem Journal Le Tour du Monde unternommen hat. Den Männertypus der Barabra zeigt unsere Fig. 12,

Fig. 13.



Barabra-Frau.

welche einen selbst für unsere Begriffe wohlgebildeten Sais (S. 35) darstellt. Der Weibertypus wird durch Fig. 13 versinnlicht.

Die Barabra kleiden sich gern weiß. Ein Hemd, enge nur

im Schritt weite Kniehosen, ein der abyssinischen Schama ähnliches, an den Enden farbig gekantetes Umhängetuch (Ferda) und eine gesteppte Kappe (Takie) setzen ihr Kostüm zusammen. Zuweilen sieht man wohl einen Turban, eine Seidenkefie, einen Kaftan oder Burnus. Schnabelschuhe sind seltener, Sandalen häufiger in Gebrauch. (Fig. 14.) Die Weiber des nubischen Nordens tragen einen fliegend-weiten, an den Seiten offenen Überwurf und lange Pluderhosen. In Mittel- und Südnubien schlagen die Frauen ein Zeugstück, Gumbar, um die Lenden und nehmen eine Ferda über die Schultern. Die Mädchen tragen

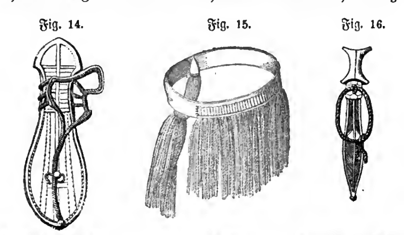


Fig. 14. Sandale besserer Sorte.

Fig. 15. Rahat.

Fig. 16. Dolchmesser der Barabra in der Scheide.

statt des Gumbar den Rahat oder Franzengurt, welcher entweder gänzlich oder nur teilweise die Hüften deckt. (Fig. 15.) Die Haare werden beim männlichen Geschlecht kurz geschoren, beim weiblichen oben nach altägyptischer Weise in viele am Kopf seitlich herabhängende Zöpfchen geflochten. (Fig. 13). Glas-, Bernstein-, Achat- und Harzperlen, Muschelstückchen, Kaurischnecken, Münzen, Ohr-, Finger- und Nasenringe von edlem Metall, Arm- und Beinringe von demselben, aber auch von Horn, Glas, Elfenbein u. s. w., endlich Hedjab, d. h. in Leder eingenähete Zauber- oder Koransprüche sind allgemein im Gebrauch.

Selten wird man einen Berberi ohne das gerade, am linken

Ellenbogen befestigte Dolchmesser (Fig. 16) sehen. Auf der Wanderschaft bedient er sich eines aus zähem Holz verfertigten Knüppels oder einer Lanze. Feuerwaffen und Schwerter zeigen sich nur in der Hand der Vornehmeren.

Es besteht unter diesen Leuten die sonderbare, noch unerklärte, auch unter Bedja und Fundj verbreitete Sitte, sich in die Haut jeder Schläfe und Wange drei schräge Einschnitte beizubringen. (Fig. 12.)

Die Barabra sind Ackerbauer. Sie kultivieren **hauptsächlich** Esch (Durra, Sorghum), Dochn (Penicillaria), Weizen, Gerste, Lupinen, verschiedene Bohnenpflanzen, wie Saubohnen, Lubie, Lablab und Kajan, Linsen, roten Pfeffer (Capsicum), Gurken, Kürbis, Wassermelonen, Tabak, Kümmel (Cuminum), Ricinus, Sesam und Indigo. Die Sakie (S. 27) ist allgemein verbreitet.

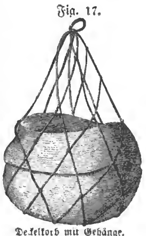
Die Viehzucht ist dürftig und manchmal nur auf einige hängeohrige, öfters zugleich buckelnasige Ziegen beschränkt. Nicht ohne Recht berühmt ist das (jetzt selten werdende) edle Pferd von Dongola, eine wahrscheinlich noch aus dem Altertum herstammende, hier früh einheimisch gewordene Rasse.

Die meisten dieser Eingeborenen wohnen in ärmlichen, viereckigen Lehmhäusern mit platten Strohdächern. Häufig sieht man ganze Familien in quadratischen Hütten kampieren, die nur aus Stangen bestehen, um welche Bündel von Durra-Stroh oder Wüstengras geschlagen sind. Gleiches Material bildet das rohe Dachwerk. Nur die besser Situierten wohnen in ganze Komplexe bildenden, von krenelierten und gezinnten Mauern umgebenen Lehmhäusern. Diese nehmen nach Süden hin eine noch bessere Gestaltung an, zeigen hier pylonartige, mit Freitreppen zugängliche Anbauten, vorn offene, auf Pfählen gestützte Vorhallen (Rekubas), auch hohe, unmittelbar vom Hausdache bedeckte Zimmer. Hier ist der Diwan oder das Haus des Herren vom Harim, der Weiberwohnung, geschieden. Der Diener- und Küchenraum liegt abgesondert. Das Dach besteht aus horizontal gestreckten

Santholzbalken, darüber gelegten Domblattstielen, über letztere gebreiteten Matten, endlich aus darauf geschichteten, festgestampften Lehm- und Häcksellagen. Diese Dächer sind zugeschrägt und gestatten dem Wasser freien Abfluß nach grobgehauenen Holzrinnen. Trotzdem widerstehen sie den tropischen Regen nur schlecht und sind Einstürze in den solchen Güssen ausgesetzten südnubischen Distrikten gar nicht selten.

Der Hausrat der Barabra ist geringfügig. An den Wänden her laufen mit Fellen, Matten oder Teppichen bedeckte Lehmbänke. Das der abyssinischen Alga (Bd. I, S. 79) entsprechende flache Ruhebett (Angareb) hat einen geflochtenen Rahmen und vier aus festem Holz gefertigte, nicht selten künstlich geschnitzte Füße. Die wenigen Habseligkeiten werden zum Schutz gegen die häufig auftretenden, ungemein gefräßigen Termiten in mittelst Bindfäden an der Decke aufgehängten Deckelkörben (Fig. 17), in Kürbisschalen, Töpfen und Topfböden, seltener in stehenden Truhen aufbewahrt. Bunte Matten, Spiegelstücke in Pappe gefaßt, Kürbisschalen, irdene Platten und große mit Strohtellern bedeckte, bombenförmige Wasserkrüge fehlen nirgends. Zur Unterbringung der Feldfrüchte dienen riesige Kirsebas oder Lehmtöpfe, wie wir ähnliche von den Bechuana Südafrikas benutzen sehen.

Fig. 17.



Deckelkorb mit Gehänge.

Die Barabra sind an ihrem Körper unsauber. Sie salben diesen und das Haar zum Schutz gegen den Sonnenbrand mit Ricinusöl, mit ungesalzener Butter oder mit Talg ein. Letzterem wird zuweilen etwas Krokodilmoschus zugesetzt. Die ganze Person glänzt und stinkt schon von fern, sobald der Fettbezug ranzig geworden ist. In Südnubien und in Sennaar ist es Sitte, sich nach angestrengten Märschen, überhaupt nach Strapazen, den Körper kneten und mit einer stark aromatisch riechenden, aus

vielerlei Ingredienzen zusammengesetzten Pomade, der Dilka, einschmieren zu lassen. Dies pflegt von Seiten älterer oder jüngerer Frauenzimmer, entweder Sklavinnen des Hauses, oder öffentlicher Weiber, vorgenommen zu werden. In älteren Zeiten bildete das Dilka-Reiben einen Teil des in guten Häusern geschätzten Gästen gegenüber zu befolgenden Zeremoniells. Selbst die Töchter des Gastherrn wurden dazu erkoren, dem Gaste die ermatteten Glieder einzusalben.

Die Lebensweise der Nubier ist einfach und im allgemeinen derjenigen der ägyptischen Fellachin entsprechend. Jene reiben Weizen, Durra oder Dochn mittelst eines kegelförmigen Steines auf schräger Steinplatte, der Murhaka, zu einem groben, mit Wasser befeuchteten, Brei und backen aus diesem kompakteres Brot, Kisra, oder flache, dünne Fladen. Aus gequellter Durra wird Belila, aus gekochter Durra wird Asida bereitet. Dazu giebt es wohl Fleisch oder die unter diesen Breiten leicht flüssige Butter. Gekochter Durra-Brei wird als Lukme mit gestoßenem Dörrfleisch, mit der Weka oder Frucht des Hibiscus esculentus, mit Zwiebeln oder auch mit Butter genossen. Nicht unschmackhaft fand ich solchen Brei, sobald er mit Butter, rotem Pfeffer, mit Zwiebeln und gekochtem Huhn aufgesetzt war. Frisches Fleisch wird in Stücke geschnitten und stark gepfeffert. Auf Reisen benutzt man trockenes Brot und würzt dies mit einer Mischung von Salz, Kümmel und rotem Pfeffer. Zur Aufnahme der Würze dient ein Kuhhorn, Gerin. Fische giebt es hier selten. Als häufigstes Getränk dient Abree, d. h. in Wasser geweichtes saueres Brot. Ferner werden verschiedene, aus dergleichen und aus Oschurblättern (zur Beförderung der Gährung) bereitete Biere benutzt. Je nach der Art der Zubereitung dieser Getränkeart nennt man dieselbe Merisi oder Merisa, Bilbil, Kabs el Tor u. s. w. Sämtliche Sorten des Getränkes benebeln. Durra-Branntwein ist ein widerlich nach Fuselöl riechendes Berauschungsmittel und weit stärker als der sehr süße Dattelschnaps.

Die Barabra sprechen ein in Dialekte zerfallendes, dem Nôba und anderen innerafrikanischen Sprachen verwandtes, vokalreiches, wohltönendes Idiom, von den Arabern in wegwerfender Weise das Berberinerwälsch genannt. Der ägyptische Dialekt des Arabischen verdrängt aber als Schriftsprache allmählich die einheimische.

Im Altertum waren die Barabra neben Bedja die Gründer und Bewohner des heidnischen Priesterstaates Meroë. Aus diesem gingen im Mittelalter die blühenden jakobitisch-christlichen Reiche Dongola und Aloa hervor. Aloa erstreckte sich bis tief nach Sennaar hinein. Die Hauptstadt desselben, Soba, strotzte von stattlichen Gebäuden, von (jakobitisch-christlichen) Kirchen Herbergen u. s. w. Nachdem Dongola schon frühe ein Raub mohammedanischer Eindringlinge geworden, fiel Aloa zwischen 1499 und 1530 unter dem Ansturm der aus dem Süden Sennaars hervorgebrochenen, durch Schilluk verstärkten Fundj. Diese gründeten den bis nach Dongola hinein reichenden, festgegliederten Staat Sennaar. In unserem Jahrhundert wurde Beled el Barabra von den Ägyptern besetzt und Mohammed Alis Herrschaft einverleibt.

In älteren Zeiten scheint weit mehr Wohlhabenheit im nubischen Nilthale geherrscht zu haben, als heute. Man sieht auf den altägyptischen Denkmälern große Prozessionen tributbringender Nubier abgebildet, deren vor den Augen der pharaonischen Selbstherrscher Gefallen findende Spenden eine gewisse Üppigkeit des Daseins verraten. Noch jetzt sieht man die Ruinen vieler schloßähnlicher Herrenhäuser, Forts und selbst ganzer Ortschaften, welche, malerisch auf vorspringenden Felsen gelegen, Zeugnis von besseren Tagen ablegen. Die Zwingherrschaft der Ägypter mit ihrem unersättlichen Steuersäckel hat das Land verarmen und veröden gemacht. Mehrere blutig unterdrückte Aufstände der Barabra haben deren nationalen Bankerott gezeitigt. Im ganzen waren diese Menschen ein gutmütiges, ehrliches Geschlecht, sie waren leichtlebig, tolerant, zu Liebe und Trunksucht geneigt ge-

wesen. Noch jetzt können sie lange hungern und dürsten, wenn es mangelt, aber auch wieder gehörig schwelgen, sobald es etwas giebt. Die zunehmende Verarmung trieb von Mitte dieses Jahrhunderts ab viele Nubier nach Ägypten, wo sie als treue intelligente Diener beschäftigt und begehrt wurden. Die Leutchen sparten etwas zusammen, gingen nach einigen Jahren wieder zurück, baueten im Vaterlande Sakien und gründeten hier das eigene Heim. Allmählich lernten sie sich leider bei den im Gebiet des weißen Niles inscenierten Sklaven- und Elefantenjagden beteiligen. Sie gewöhnten sich dort an Brand, Mord und Raub, verroheten und büßten einen guten Teil ihrer früheren simplen Tugenden ein. Jenes Gebiet wurde auch das Grab sehr vieler Barabra. Die Überlebenden vermögen jetzt ihr Land nicht wieder in einen blühenden Zustand zu versetzen. Der Ackerbau deckt kaum den eigenen Bedarf. Die Industrie befindet sich im Zustande völliger Kindheit. Man formt rohe Töpfe, flechtet Körbe, Deckel, Teller und Matten und spinnt etwas Baumwolle mittelst eines schon bei den Retu üblich gewesenen Apparates (Fig. 18). Kaum versteht man einige grobe Schukkas (Kopftücher) und Ferdas (S. 45) auf rohen Webstühlen herzustellen.

Fig. 18.

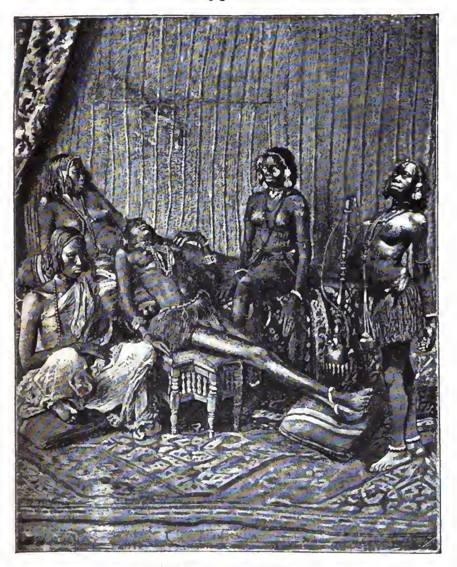


Baumwollenspindel.

Trotz seiner Armut ist der heutige Berberi noch immer ein redseliger, heiterer, flotter Patron, der gern beim Biertopfe sitzt, zur Rababa, einer fünfsaitigen, mit einem großen Kürbis als Resonanzboden versehenen Laute eintönige Lieder singt oder den Gesängen der Almehs zuhört und den zum Teil obscönen Produktionen der Gawasi oder Tänzerinnen zuschaut. Dies sind aber nicht jene eleganten und verwöhnten Darstellerinnen Oberägyp-

tens, sondern nur dunkelfarbene, nackte, von rohem Putz und von Fett starrende, berberinische oder nigritische Dirnen, manchmal Sklavinnen, die ihren Herren eine Tantième von den gegebenen Gastrollen abliefern müssen (Fig. 19).

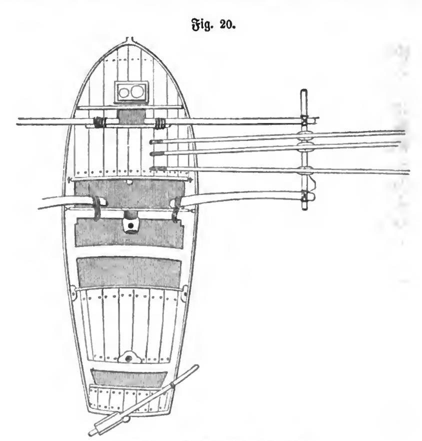
Fig. 19.



Nubische Sängerinnen und Tänzerinnen.

Nubiens Verkehrsmittel sind meist nur unbequeme Holzbarken, Merkeb, Noger &c. genannt. Sie haben jede zwei Masten mit den auch in Ägypten beliebten lateinischen Segeln, vorn einen kleinen mit Lehm verputzten Kochherd, hinten ein mächtiges Steuer und zwei seitliche, den langen Rudern zugleich als Stütze

Fig. 20.



Dongolanische Nilbarke von oben gesehen.

dienende Ausleger, welche letztere das Anrennen an die Kataraktenfelsen erschweren sollen (Fig 20). Kamele und gutgebildete Esel vermitteln den Landtransport, welchem ähnliche große Terrainschwierigkeiten wie der Schiffahrt entgegenstehen. Eine ausgedehnte, viele Strapazen erfordernde Karawanenstraße umgeht den

westlichen Nilbogen zwischen Korosko im Norden und Abu Hammed im Süden. Diese ist der Hauptzugang zum östlichen Sudan.

Nubiens Städte sind aus dem uns schon bekannt gewordenen Material (S. 46) gebaut, sie sind noch weit dürftiger und verfallener als die ägyptischen. Nur wenige Gebäude, hier und da eine Moschee, eine Mudirie, sind aus gebrannten Ziegeln errichtet. In den Bazaren ist nicht viel zu holen, dagegen giebt es Kaffeebuden, Schnaps- und Bierkneipen an allen Ecken und Enden. Man raucht guten Tabak aus schmucklosen Schibuks. Seltener benutzt man die persische Wasserpfeife (Fig. 19). Die Schnapswirte, zugleich Materialwarenhändler, sind nicht selten Griechen oder Juden. Handak, Hannik, Alt-Dongola, Schendi und Damer liegen sehr in Verfall. Besser sehen Neu-Dongola, Berber und Halfaye aus, die durch einzelne größere Häuser und durch Gärten voll Dattelpalmen, Bananen, Blumenrohr, voll riesiger Cactus, Akazien, Parkinsonien und Sykomoren einen freundlicheren Anstrich gewinnen. Die besten Ausfuhrprodukte Nubiens sind Gummi und Datteln, von welch letzteren es z. B. in Dongola und Berber einige höchst schmackhafte Sorten giebt.

IV. Die Steppengebiete.

Obwohl dieselben durchaus keinen bestimmten geographisch und politisch abgegrenzten Distrikt repräsentieren, so stehe ich dennoch nicht an, sie gewisser ausgeprägter Natureigentümlichkeiten wegen in einem besonderen Abschnitt zu behandeln. Es kann das um so leichter geschehen, als die politische Einteilung der Nilländer seitens der kairiner Regierung in den letzten Jahrzehnten mancherlei Schwankungen und Unsicherheiten ausgesetzt gewesen ist.

Ein Steppengürtel, d. h. eine Zone öder, meist ebener,

nur von Bergen überragter gras- und buschreicher Strecken zieht sich unter den Breiten etwa von Berber, Chartum und der Kap-Verdischen Inseln quer durch die Nordhälfte Afrikas bis in das senegambische Söhil, in die Gebiete der Brakna und Wolof hinein. Diese Steppen sind wegen ihres Weidereichtums die Tummelplätze vielen Wildes und die Hauptsitze der Viehzucht in Afrikas Nordhälfte. Sehr allmählich bilden sich die mit einer üppigen Gras- und Gebüschvegetation bedeckten Strecken — (Chala der Araber) aus den nördlich bis an das Mittelmeer reichenden steinigen, vegetationsarmen Wüsten hervor. Man könnte für die dürreren Übergangsgebiete zwischen letzteren und ersteren den von Brehm und anderen gebrauchten Namen „Wüstensteppen" in Anwendung ziehen. Dergleichen zeigen sich z. B. auf der roten Meeresseite südlich vom Wendekreise des Krebses bis zum Ras Asis hin. Die abyssinische Samhara (Bd. I, S. 2) ist bereits Steppe im wahren Sinne des Wortes. Nubien im Süden des 22° N. Br., Nord- und Mittel-Sennaar, Taka, Nord- und Mittel-Kordusan sind echte Steppenländer. Sie gehen allmählich nach Süden in die äquatoriale Waldzone über. Mitten in den begrasten und bebuschten Steppen trifft man wüste, aride Striche. Ein solcher Strich von einiger Ausdehnung findet sich z. B. zwischen dem blauen Nil und den Bergen der Fundj. Man könnte denselben höchstens noch die Bezeichnung einer Wüstensteppe belassen.

An die durch F. v. Richthofen aufgestellte Theorie der Lößbildung rückhaltslos mich anschließend, habe ich die Steppen Nordostafrikas unbedenklich für alte Lößbildungen erklärt. Der hiesige Steppenboden, das Zersetzungsprodukt feldspatreicher Urgebirge und geschichteter Sandsteine, ein mit Sand überdeckter, bald gröberer, bald feinerer Lehm, steht unter dem hauptsächlichen Einflusse der Atmosphärilien, deren großartige modellierende Thätigkeit gerade hier so höchst auffallend erscheint. Hauptsächlich ist es der Wind, welcher die Entstehung der Lößanhäufungen und der sandigen Überlagerungen bewirkt. Dagegen kommt

die schichtweise entstandene Meeresablagerung weniger in Betracht. Wie geringen Bestand übrigens die vom Winde bewirkten rein sandigen Anwehungen haben, das beweist die häufig wechselnde Dünenbildung in den Wüsten und in den kahleren Steppenpartieen. Das unter dem Winde davonfliegende Land der Nasamonen, wie die Alten ein solches darstellten, charakterisiert noch heut diese an ihrer Oberfläche nur wenig stabilen Gegenden.

Einen rechten Prototyp für diese Steppen bildet die zwischen dem Nil und dem kordufanischen Gebiet unter dem 48—52° O. Länge von Ferro sowie unter dem 22 und 15° N. Br. sich ausdehnende Strecke. Sie wird östlich El Gilif und westlich, im Süden von Dabbe am Nil, El Bejuda oder Bahiuda genannt. Durch diese Steppe führen mehrere ziemlich besuchte Karawanenstraßen nach Berber und Chartum. Aus dem Boden dieses Teils erheben sich mäßige Bergzüge, deren höchste, der Djebel Madjiga und Gilif, kaum 1000 Meter Meereshöhe besitzen. Erwähnte Berge bestehen aus Porphyr. Weiter westlich zeigt sich Sandstein, der infolge von Ausscheidung und von Zusammentreten der Kieselsäure wie verglast aussieht. Diese Sandsteinzüge bieten manchmal jene barocken, schon oben erwähnten und daselbst bildlich dargestellten Formen (S. 39, Fig. 11) dar. Streckenweise ist der Sandstein stark eisenschüssig.

Im südlichen Gebiet der Bejuda-Steppe, gegen Chartum hin, ist der Steppenboden, welchen tiefere und seichtere Regenstrombetten durchfurchen, ein nur stellenweise leicht mit Sand überwehter, fetter, grober Lehm. Derselbe enthält in verschiedener Tiefe ein hier und da leicht salinisch-schmeckendes Wasser.

Das Gras dieser Steppen ist harthalmig, sparrig und wächst in Büscheln, die bald einzeln, zerstreut, bald so nahe bei einander stehen, daß die damit bewachsenen Strecken von weitem den Eindruck unermeßlicher Getreidefelder hervorrufen. Diese Gräser schießen oft mannshoch und noch höher empor. Zwischendurch, ebenfalls zerstreut, oder in wäldchenartigen Beständen, längs der Regenstrombetten aber in wirklichen, dichtverwachsenen

Hainen beisammenstehend, treten Maerua, Cadaba, Sodada und andere Kapperngewächse, Heglig, Salvadora, Christdorn (Zizyphus Spina Christi), Calotropis, ferner die im Habitus an unseren Besenginster erinnernde Leptadenia pyrotechnica, endlich auch hohe Akazienbäume, zueinander. Manche selbst strauchförmig bleibende Arten der letzteren zeichnen sich durch den sonderbaren, platt-schirmförmigen Wuchs ihrer mit verschränkten, winzigen Fiederblättchen und mit langen Dornen besetzten Zweige aus. Manche dieser Gewächse, wie die Samra (Acacia spirocarpa), waren oben so platt, daß sie von weitem mit der Schere glatt geschnittenen Taxushecken ähnelten. Verschiedene hiesige Akazien liefern Gummi. Die beste Sorte dieser Drogue stammt übrigens von der in Süd-Kordufan waldartige Bestände bildenden Acacia gummifera her.

In Sennaar bestehen die Berge durchschnittlich aus einem rötlichen, an denjenigen von Assuan erinnernden Granit. Das Gras wird dort höher, dichter. Die waldigen Bestände mehren und verdichten sich. Sabach (Combretum Hartmannianum), Boscia, Grewia, selbst Ficus und Urostigma, ordnen sich zu hier lichteren und dort dichteren Hainen. Die Hamra (Adansonia digitata) und die Tamarinde entfalten einzeln oder in kleinen Gruppen aus der Grassteppe hervorragend, die kolossale, Fülle ihres Laubwerkes. In der Nähe der Fundj-Berge erhebt sich ein sonderbarer gegliederter, ätzenden Milchsaft absondernder Schedr el Sem, d. h. Giftbaum (Euphorbia mammillaris), während die riesige Euph. Candelabrum erst südlicher die steinigen Halden der Berta-Berge zu schmücken beginnt.

Die Tierwelt dieser Steppen ist eine sehr mannigfaltige, der central- und südafrikanischen sich nähernde. Süd-Sennaar, die zwischen Kordufan und Dar Fur gelegenen sowie die zwischen Atbara und Setit sich erstreckenden Ebenen gewähren reiche Jagdgründe. Die große gefleckte Hyäne (Hyaena crocuta), der Samar (Semer) oder Hyänenhund (Canis pictus), verschiedene Arten schakalartiger Tiere und Füchse strolchen hier als rechte

Diebe und Räuber umher. Geparden, Leoparden, Löwen und Luchse vertauschen gelegentlich die Steppe mit dem Walde. Die kleinpfötige Katze (Felis maniculata), die Stammform unserer Hauskatze, sowie die hübschgefleckte Genette (Viverra genetta, abyssinica) ziehen die bebuschte Steppe vor. Diese wird ferner von langohrigen Hasenarten durchkreuzt. Die Grasebenen sind die gewöhnlichen Tummelplätze für zahlreiche Antilopenarten, von den kleinen zierlichen Schopfgazellen (Cephalolophus) bis zu den großen säbelhörnigen Leucoryx- und Pferdeantilopen. Das geradezu abenteuerlich gebildete, gestreifte Gnu (Antilope Gorgon) geht aus dem Innern bis in die sennaarischen Steppen. Häufig erscheinen auf solchem Boden die Giraffen. Charakteristische Vögel für diese Gebiete sind der Gaukeladler (Helotarsus ecaudatus, der Steppenweih (Circus Swainsonii), der sonderbar stelzende Sekretärvogel (Gypogeranus serpentarius), die Wüstenlerche (Ammomanes deserti), der Laufvogel (Cursorius isabellinus), die Trappen (Otis arabs), sogar der Strauß u. s. w. Sowie im Sommer die ersten Regen fallen und auf dem lettigen Grunde stehende Lachen hervorrufen, finden sich an deren Rändern wie durch einen Zauberschlag große Scharen von Regenpfeifern, Lappenkibitzen, Reihern, Klaffschnäbeln (Anastomus), Löffelreihern, Abdimstörchen, Sattelstörchen (Mycteria senegalensis), von Höckergänsen (Sarkidiornis, Plectropterus), Witwenenten u. s. w. ein.

Die Steppen werden von zahlreichen Geckonen, Dorneidechsen, von Warneidechsen (Varanus), Hornvipern, Sandvipern und von großen Schildkröten (Testudo sulcata) bewohnt. Im Süden kommt auch die bösartige und gefährliche Puffadder (Echidna arietans) vor. Die schon auf den ägyptischen Denkmälern dargestellte Riesenschlange (Python Sebae) hält sich gern an sonnigen Steppenbergen, deren Klüfte übrigens auch sonderbare Genossenschaften von Klippdachsen (Hyrax), Zebraichneumons (Herpestes Zebra) und von Dorneidechsen (Stellio cyanogaster) mit einander teilen.

Das Steppengras ist ein bevorzugter Aufenthalt von Geradflüglern, Hautflüglern, von großen Laufkäfern, von trägen, dunkelgefärbten Pimelien u. s. w. Überall scharren Ameisenlöwen ihre Fanggrübchen in den Sand. Die Lehmbauten der Termiten ragen über das Gras hervor. Auf kahlen Bodenstrecken erkennt man die Heerstraßen buntleibiger Mutillen. Unerbittliche

Fig. 21.



Abdalla Scherif, Mann vom Stamm der Halenga.

Feinde und Vertilger dieser genannten, vielartigen Zerstörer von Natur- und Menschenwerk sind das große Erdschwein (Orycteropus aethiopicus) sowie das Schuppentier (Manis Temminckii).

Die für die Viehzucht geeigneten Steppen sind das Hauptgebiet der zu den sogenannten Bedja gehörenden (schon

in Band I, S. 102, 124) kurz behandelten großenteils nomadischen Völker. Es sind das alte Eingeborne des Landes, welche schon auf den ägyptischen Denkmälern kenntlich dargestellt sind und über welche sich bei alten und bei mittelalterlichen Schriftstellern zerstreuete Nachrichten vorfinden. Wie alle Hirtenvölker in sich gekehrt und religiös gestimmt, haben sie ähnlich den (ursprünglich) nomadischen Fulbe, den Turkmanen und Kirgisen, sich von vornherein dem Islam geneigt gezeigt, sich der Beeinflussung arabischer Glaubensboten unterworfen und sind auch frühzeitig Vermischungen mit syrisch-arabischen Bevölkerungselementen eingegangen. Ihre Stammesverfassung ist einfach und im allgemeinen derjenigen der arabischen Hirtenstämme ähnlich. Sie leben unter erblichen Schekhs, welche hinsichtlich ihrer Stellung zu den Stammesmitgliedern in den abyssinischen Grenzprovinzen, in Sennaar u. s. w. gewisse lokale Sonderheiten erkennen lassen.

In ihrer Reinheit den Barabra, Agau und Retu ähnelnd, ja viele an die Abantu und andere Nigritiervölker erinnernde, physische Züge aufweisend (Fig. 21), zeigen sie auch häufig, eine Folge stattgehabter Vermischungen, die fast europäische oder die syroarabische (semitische) Gesichtsbildung. Ihr Haar wächst lang und ist kraus, ihre Farbe ist bald hellgelb-braun, wie ungewichstes Leder, bald dunkelrötlich-braun, schokoladen-, Vandyck- und Bisterbraun. Bei ihrer ungemein variierenden Gesichtsform stellen sie wahre physiognomische Musterkarten dar, die von einem fast stumpfen Neger-Typus bis zu den manchmal weibisch-weichlichen ägyptischen und berberinischen Zügen oder zu den scharf ausgeprägten polnischer Juden und zu römischen Habichtsnasen hinüberführen. Aber jener oben geschilderte, negroide Habitus (S. 43, Fig. 12) ist in den alten Bedja-Stämmen doch vorherrschend geblieben. Die Gestalten dieser Leute gehören zu den bestgebildeten unter allen Afrikanern. Es steht hier der Anmut der Form sehr häufig eine graziöse oder eine würdevolle Haltung zur Seite. Freilich giebt es auch Ausnahmen: meskine Figuren vou schlottriger Haltung. Die Bedja sprechen eine eigene Sprache, die

neben vielen semitischen ganz echtafrikanische Wörter aufweist und wohl einen Teil der historisch so gut wie untergegangenen Sprache des alten Priesterstaates Meroë bildet.

Fig. 22.



Merdus-Beduinen aus Sennaar.

Die nomadischen Bedja tragen ihr gekräuseltes schwarzes Haar in sehr mannigfaltiger Weise, entweder hoch und locker toupiert (Fig. 21), in lange parallele Zöpfe geflochten, oder selbst in freien Locken herabhängend (Fig. 22). Als Kleidungsstücke wählen sie meist nur die Ferda (S. 45), seltener noch Hemd, Hosen und Turban. Mädchen tragen den Rahat. Weiber schlagen ein Zeugstück um die Hüften sowie eine Ferda über Kopf und Schultern. In Sennaar trägt man wohl noch ein zur Unterlage beim Sitzen und als Gebetteppich dienendes, mit den Haaren gegerbtes Fell. (Fig. 22.)

Ihr Putz ähnelt demjenigen der Barabra. In Lederpäckchen eingenähete geschriebene Amulete sind allgemein gebräuchlich. Als Waffen dienen Lanzen, Schwerter, Dolche, Stöcke und runde, mit einem Buckel versehene, aus Elefanten-, Nashorn- oder Büffelhaut verfertigte Schilde. Häuptlinge verfügen über lange Flinten, Pistolen, türkische Säbel, Yatagans, Handschare, Kindschals und andere orientalische Waffen.

Diese Bedja wohnen in Zeltlagern, arab. Duar, Bedjauie: O-andua (zugleich Name für: Stamm). Jedes derselben hat seinen Vorsteher oder Schekh. Die einzelnen Zelte, arab. Brusch, Bedj. O-hamar, sind aus Stangen und Matten zusammengesetzt. Das Material zu letzteren liefern die Blätter der Dompalmen und die Halme der verschiedenen Steppengräser. Der Hausrat besteht aus dem Angareb, Bedj. O-nal, oder aus dem mit Rohrstäben belegten Serir, aus einer eisernen Backpfanne, aus einigen Holzschüsseln, Töpfen, Lederschläuchen, Körben, Kürbisschalen und umflochtenen Straußeiern. Die Zelte sind halbrund, niedrig, luftig. Feuer werden im Freien angemacht und unterhalten.

Die Bedja sind Besitzer großer Herden von Zebus, Kamelen, fettschwänzigen und fettsteißigen, auch lang- und dünnschwänzigen Schafen und von hängeohrigen Ziegen. Zum Melken dienen Kürbisschalen oder wasserdichte Körbe (Fig. 23). Die (stets einhöckrigen) Kamele bilden verschiedene Rassen. Im allgemeinen sind dieselben weit schlanker als die ägyptischen, anatolischen und

tatarischen Rassen. Mehrere Bedja-Stämme züchten vorzügliche Reitkamele, Hedjin, sowie große schön gebauete, zur Hasen- und Gazellenjagd dienende Windhunde (Fig. 22). Pferde sind seltener und entweder von dongolanischer oder Makada-, d. h. abyssinischer Zucht. Sie halten in manchen Gegenden nur schlecht aus. Esel und deren Bastarde werden ebenfalls geritten. Für erstere dient ein einfacher Holzsattel (Fig. 24) mit Unterlegpolster. Der Pferdesattel ähnelt etwa dem abyssinischen. Man reitet selbst Zebus.

Hauptnahrung ist saure Milch, arab. Roob, Bedj. To-Dib. Aber auch Durra-Brei und die S. 48 geschilderten Gerichte der

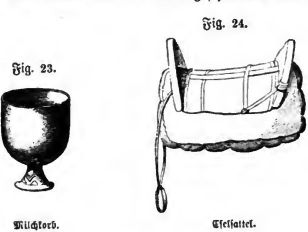


Fig. 23. Milchkorb.

Fig. 24. Eselsattel.

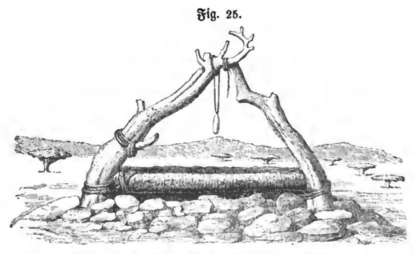
Barabra werden von den Bedja hin und wieder genossen. Süßes und saueres Brot gehen niemals aus. Auf Reisen benutzen sie häufig nur eine Hand voll rohen Durra-Kornes. Höchstens wird dies noch in Wasser gequellt. Fleisch von Schlachttieren und Wildbret wird auf heißen Steinen gebraten. Als Getränke werden Wasser, verdünnte Milch und die S. 23 beschriebenen Kompositionen benutzt. Im allgemeinen sind diese Nomaden äußerst frugale Leute.

Sie gelten nicht nur mit Recht als vorzügliche Viehzüchter und Karawanenführer, sondern zum Teil auch als kühne und erfolgreiche Jäger. Auf ihren Weidegründen ziehen sie unstät umher. Ihre natürlichen Sammelplätze sind die Bijar (Sing.

Bir), d. h. Brunnen. An diesen sieht man, manchmal unter schattigen Bäumen, Gruben ausgehöhlt, in denen etwas Wasser ansickert und sich erhält. Oder man sieht hier senkrechte Schächte in die Erde getrieben, an deren Mündungen rohe Hebewerke zwischen den ausgeworfenen Schollen und Erdklumpen angebracht sind (Fig. 25). Man schöpft und hält das Wasser in Lederschläuchen.

Die Jägerei wird bei ihnen von Individuen betrieben, die eine Art Kaste bilden. Sie bedienen sich bei ihren Unternehmungen

Fig. 25.



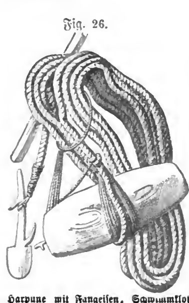
Hebewerk zur Füllung der Wasserschläuche an einem der Brunnen der Bejuda-Steppe.

gern der Stoßlanzen, Wurfspeere, Wurfstöcke und des langen geraden Schwertes mit Kreuzgriff, wissen aber auch Schlaghölzer, Fußteller und Schlingen zu legen. Hier und da sind selbst Fanggruben im Gebrauch. Die Homran (Bd. I, S. 126) und nur noch wenige andere Stämme stellen die berühmten Schwertjäger oder Agagir, welche mittelst der erwähnten Hiebwaffe, bald zu Pferd, bald zu Fuß, große Antilopen, Büffel, Giraffen, Elefanten und Nashörner erlegen. Die Nilpferde und Krokodile werden mittelst Harpunen gefangen, deren den Radiermesserklingen ähnliche Eisen an nach jedem Wurf sich lösende Stangen befestigt

sind. Ein an das Harpunseil gebundener Schwimmklotz deutet die Richtung an, welche das angeworfene Tier im Wasser genommen hat (Fig. 26). An das Land gezogen, werden die Harpunierten mit Lanzen und Knüppeln abgethan.

Die Bedja-Stämme sind im ganzen ungebildet, geradezu, bieder, ehrlich und tapfer. Sie sind aber auch erregbar, rachsüchtig und grausam. Die Blutrache fordert nicht allein Sühne in Vieh u. dgl., sondern in angeblich schweren Fällen selbst wirkliches Blut.

Fig. 26.



Harpune mit Fangeisen, Schwimmklotz und Leine.

Ungleich den Arabern, welche für gewöhnlich ihre Fedauie oder Redemptoren, d. h. ihre schwarzen Sklaven, für sich kämpfen lassen, fechten die Bedjas stets selbst und zwar mit großem Mut. Sie haben sich häufig den Schwarzen Sudans im Einzelkampf überlegen gezeigt. Bei ihrer zerstreueten Lebensweise aber sind sie der kompakten staatlichen Organisation der nigritischen Reiche, z. B. der Fundj, der Dar Furer, Wadayer u. s. w. anheimgefallen und einer zwangsweisen Tributzahlung an diese unterworfen worden. Schließlich aber wurden die meisten Bedja samt ihren schwarzen Bedrängern von den Ägyptern besiegt und dem Generalgouvernement des Sudan einverleibt.

Die Haupt-Bedja-Stämme sind die Ababde (Sing. Abbadi) und Bescharin oder Bischarin in Oberägypten und Nubien, die Taka-Stämme, die Agalin, Abu-Rof, Schukurie, Dabena, Goachil und Merdus in Sennaar, die Hasanie, Kababisch, Bagara-Hamar in Kordusan, sowie gewisse Nomadenabteilungen Dar Fur's u. s. w.

Die reinen ansässigen Bedja leben in den Städten und auf dem platten Lande in Südnubien, Sennaar, Taka, selbst in Kordufan zerstreut. Sie treiben Handel, Ackerbau und auch etwas Industrie, nämlich Weberei, Gerberei, Goldschmiedekunst u. s. w. Es giebt unter ihnen viele Fukaha, Sing. Fakih, eine Art Gelehrter des Islam, aus deren Mitte die Kadis oder Richter, die Juristen, Religionslehrer und Schulmeister hervorgehen. Ferner existieren unter ihnen viele Fukara, Sing Fakir, Leute welche ähnlich den Derwischen eine Art religiöser Gemeinschaften bilden, viel religiöse Andacht treiben, eine gewisse Enthaltsamkeit (z. B. von Bier, Tabak) üben, Amulete schreiben, als Ärzte wirken, die Funktionen niederer Geistlichen vollführen u. s. w. In Sennaar werden ganze Dörfer von Fukara bewohnt. Das erinnert an die altmeroitischen Priestergemeinden. Hier hat hauptsächlich der Glaube, weniger die Sitte gewechselt. Alle ansässigen Bedja befolgen die Tracht und die Gebräuche der Barabra. Männer scheren gewöhnlich den Kopf und tragen ihn entblößt oder nur mit der weißen, gesteppten Takie bedeckt. Die Fukara winden häufig einen aus wohlriechenden Perlen usammengesetzten Rosenkranz um die nackten Schultern.

V. Die ägyptischen Besitzungen in Ost- und Innerafrika

bilden das Generalgouvernement Beled Sudan. Einige Abschnitte desselben, wie Beled el Barabra und die Steppengebiete der Bedja, sind bereits von uns beschrieben worden. Es bleibt uns noch eine Darstellung der übrigen Teile dieses umfangreichen Gebietes übrig.

Die Hokumdarie Beled Sudan steht jetzt unter einem Hokumdar oder Generalgouverneur vom Range eines Generallieutenant und mit dem Titel eines Pascha. Derselbe vereinigt die

Civil- und Militärgewalt in seiner Person und verfügt in dringenden Fällen (Rebellion u. s. w.) sogar über Leben und Tod seiner Schutzbefohlenen. In ruhigen Zeiten ist die Berufung auf die Regierung in Kairo vorgeschrieben. Manche Hokumdare üben trotzdem das Köpfen und Hängen reichlich, ohne vorherige Berufung, aus. Der Hokumdar wird vom Chedive auf durchschnittlich je vier Jahre ernannt. Er residiert zu Chartum. Unter ihm stehen die Mudire oder Provinzialgouverneure, meist vom Range der Majore, Obersten oder Brigadegenerale.

Die Unterwerfung der Länder Ost-Sudans datiert vom Anfang unseres Jahrhunderts her. Mohammed Ali hatte die allmächtige Aristokratie der Mamluken im Jahre 1811 durch die berüchtigte Niedermetzelung derselben auf Cairos Citadelle beseitigen lassen. Ein Teil der in Ägypten zerstreuten Mamluken flüchtete auf die Nachricht von dieser Bluthat hin nach Nubien und Dar Fur, fand aber unterwegs in ihrer Mehrzahl den Untergang. Mohammed Ali ließ einige Reste jener Widersacher bis in das Herz von Nubien hinein von Truppenabteilungen verfolgen, bei welcher Gelegenheit der größere Teil des Beled el Barabra bis nach Dongola unter seine Botmäßigkeit gebracht wurde.

Im Jahre 1821 setzte Mohammed Ali diese Erwerbungen weiter nach Süden hin fort. Er hoffte hier Gold aus den Wäschereien und schwarze Sklaven zu gewinnen, mit deren Hilfe als Soldaten er seine ehrgeizigen Pläne gegen die Hohe Pforte zu fördern gedachte. Ein kleines, aus rumeliotischen und anatolischen Veteranen, aus angeworbenen Kurden und Beduinen (von Tripolis, Tunis und Marokko), ferner aus nubischen Hilfstruppen bestehendes Heer setzte sich unter Ismail Pascha, dem Sohne Mohammed Ali's, in Bewegung. Diesem leisteten die nubischen Schaikie (Schegie) einen zähen Widerstand. Sie sind sehr eifrige Moslimin, welche schon frühzeitig arabische Glaubensboten unter sich aufgenommen und bei denen sich die Umwandlung der berberinischen in die arabische Mundart am leichtesten unter

allen nubischen Stämmen vollzogen hat. Die Schaikie reden jetzt fast nur arabisch, wenn sie auch nebenbei Berberi verstehen. Sie werden gewöhnlich als reine Hedjas-Araber ausgegeben, indes straft ihr physischer, mit demjenigen der übrigen Barabra total

Fig. 27.



Offizier der Schaikie.

übereinstimmender Habitus jene Angaben einfach Lügen. Ismail Pascha schlug die Schaikie bei Korti und Doka und verleibte ihr Land der Regierung seines Vaters ein. Die Unterworfenen stellen seitdem für die Ägypter eine vorzügliche, meist aus Reiterei bestehende Truppe ins Feld. Sie sind nämlich vortreffliche

Pferdezüchter. Diese Schaikie-Truppen werden z. B. von eingeborenen Offizieren befehligt (Fig. 27) und haben sich schon bei vielen Gelegenheiten hervorgethan.

Nach Unterwerfung der Schaikie zog Ismail weiter gen Süden, vernichtete bei Abu Schoka das Heer der Fundj und damit die Selbständigkeit ihres Reiches. Unter fortwährenden Kämpfen mit den kriegerischen Berta drang der Pascha bis zu den Singe-Bergen vor.

Während seiner Rückkehr machte Ismail in Schendi im Lande der Djaalin Halt. Diese fälschlich zu den reinen Arabern gerechneten, einen Übergang zwischen Barabra und Bedja bildenden Nubier standen damals unter ihrem Landesfürsten Nair mit Beinamen El Nimr — der Panther. Der dem Trunk ergebene Ismail beleidigte diesen Fürsten im Rausch und erlegte dem Lande eine für dieses unerschwingliche Kontribution auf. Da verschwor sich der racheschnaubende Fürst mit seinen Mannen und widmete Ismail samt dessen Stabe bei Gelegenheit eines nächtlichen Festes und Überfalles dem Flammentode.

Unterdessen war Mohammed Ali's Schwiegersohn, der wilde Mohammed Bey, genannt el Defterdar (d. h. Landschatzmeister), in die dem Sultan von Dar Fur gehörige Provinz Kordufan eingerückt. Hier stellte sich ihm bei Bara das furische Heer unter dem tapferen Eunuchen Misallim el Machdum entgegen. Vergeblich war das Ringen, die Aufopferung der Furer, welche ägyptische Geschütze im Feuer nahmen und im wilden Siegesjubel mit ihren langen Schwertern auf die Kanonenrohre loshieben. Der Machdum fiel durch die Kugel eines Beduinen-Sergeanten und Oberst Abdim Bey vollendete die Niederlage der durch den Tod ihres Feldherrn ins Wanken geratenen Schwarzen. Nach Einverleibung Kordufans zog der Defterdar nach Schendi, rächte hier den Tod seines Schwagers durch schauderhafte Metzeleien und bändigte, wieder nilab sich wendend, verschiedene aufständische Bezirke der Barabra. Auch hier Ströme Blutes vergießend, entvölkerte der Wüterich das nubische Nilthal auf Generationen

hin. El Nimr war aber nach dem abyssinischen Grenzdistrikte Mai Gogua geflohen. Er sowie sein Sohn Hasan Woled Nimr beängstigten mit ihrem Zuzuge, meist flüchtige Djaalin, von hier aus Jahrzehnte lang die ägyptischen Besitzungen. Von den im Nilthal ansässigen Djaalin wanderten noch viele nach verschiedenen Teilen Sudans aus, um hier als Fukura (S. 65), als Missionäre des Islam, als Doktoren und Handwerker ihren Unterhalt zu suchen. Nach und nach wurden die im Süden Sennaars befindlichen Distrikte unter hartem Hin- und Herkämpfen bis über Beni Schongolo hinaus besetzt. Das bergige, südlich von Kordufan gelegene Land Takla oder Tekeli leistete unter seinem tapferen Sultan El Nasr den Ägyptern langdauernden Widerstand. Auch Dar Fur wurde nach heftigen Kämpfen erobert und in dessen Hauptstadt, im Fascher, ein Mudir eingesetzt.

Das meist von Bedja bewohnte, zwischen dem Atbara und der abyssinischen Nordwestgrenze gelegene Land Taka wurde von den Ägyptern bald nach der Eroberung Sennaars besetzt und wurden wiederholte Aufstände der dortigen Stämme mit blutiger Energie niedergeschlagen.

Mit den Ägyptern zugleich waren 1821 einige Europäer als Ärzte, Apotheker und Krämer nach Ost-Sudan gelangt. Ihnen folgten nach der Einsetzung eines Hokumdars und nach der Gründung von Chartum viele andere, Franzosen, Italiener, Griechen, einige Engländer und Deutsche. Diese Ausländer und mit ihnen auch Türken, Armenier, moslimische Ägypter, Kopten und Berberiner organisierten nach und nach den sudanischen Handel. Anfangs drehte sich dieser um die Ausfuhr von Rohprodukten, namentlich Elfenbein, und um die Einfuhr von Tauschwaren. Man rüstete große Nilbarken aus, versah sie mit Proviant, mit Glasperlen, Zeug und noch anderen Artikeln, sowie mit Bewaffneten, schickte sie im December den Bachr el-Djebel hinauf und handelte den uferbewohnenden Schwarzen Elfenbein u. s. w. ab. Es ging dabei eine Zeit lang ganz loyal zu. Nun erwies

sich aber der für die Orientalen ein Lebensprinzip bildende Sklavenhandel als lukratives Unternehmen. Die obenerwähnten Kaufleute fingen allmählich an sich an demselben zu beteiligen. Das artete denn bald genug aus. Die Besatzungen der Nilbarken, großenteils Barabra, trunksüchtig, gewaltthätig, undiszipliniert, veranstalteten förmliche Menschenhetzen. Sie thaten dies bald allein, auf eigene Faust, bald in Verbindung mit Schwarzen selbst, indem sie einen Stamm gegen den andern aufwiegelten und in ihren eigenen Vorteil verwickelten. Schon hierbei kam es zu scheußlichen Scenen des Brandes, des Mordes und der Plünderung. Eine Zeit lang stahlen die Chartumer Banditen einem Negerstamme des weißen Niles Vieh und vertauschten dasselbe für Elfenbein und Sklaven an einen anderen Stamm. Dann raubten sie diesem wieder jenes ausgetauschte Vieh und gaben es gegen Elfenbein und Sklaven den früheren Besitzern zurück. Ferner errichteten die Chartumer an verschiedenen Stellen der westlich vom weißen Nil gelegenen Landschaften verpalissadierte oder umzäunte Stationen, Zeribas, von denen aus sie durch ihre Jäger Elefanten schießen, Elfenbein einhandeln oder stehlen und Neger rauben ließen. Die von allen Seiten bedrängten Schwarzen übten blutige Repressalien gegen jene Chartumer. Namentlich wußten die schwer heimgesuchten Bari durch wiederholte Niedermetzelung großer Haufen von Händlern Rache zu nehmen. Daß durch solche Verfahrungsweise unsägliches Elend über die von Natur so reich ausgestatteten Länder des weißen Nilgebietes gebracht wurde, läßt sich leicht begreifen. Vergeblich eiferten die zu Chartum, unter den Kitsch und Bari wirkenden apostolischen Missionäre gegen diesen Unfug. Vergeblich erhob der Verfasser dieses Büchleins schon 1861 seine Stimme dagegen, später unterstützt von Lejean, Baker und einzelnen anderen gesinnungsvollen Reisenden, wogegen wieder andere charakterlose und liebedienerische Männer den Unfug zu verdecken und womöglich zu beschönigen suchten. Mit der Zeit forderte aber dennoch das himmelschreiende Unrecht seine Sühne. Die ägyp-

tische Regierung, deren Organe lange Zeit hindurch dem Unwesen aus Eigennutz allen möglichen offenen und geheimen Vorschub geleitet hatten, sah sich endlich dazu gedrängt, den immer lauter werdenden Klagen und Mahnungen nachzugeben und Maßregeln gegen die Sklavenräuber zu ergreifen. Nachdem die europäischen Mitglieder dieser Banditenzunft längst dem Klima verfallen waren oder sich aus dem Lande verzogen hatten, blieben noch die einheimischen Mitglieder derselben zu bändigen.

Sir Samuel Baker wurde mit einer Expedition nach Ost-Sudan betraut, welche die Erwerbung des Bari-Landes für den Chediwe bewirkte und manchen blutigen Strauß mit den sich gegen die Regierung verbündenden Sklavenhändlern zu bestehen hatte. Im Jahre 1874 ging endlich aus dem Diwan zu Kairo jener berühmte Hattischerif hervor, welcher Gordon Pascha mit der Fortsetzung der Bakerschen Operationen beauftragte und den Elfenbeinhandel im Sudan für ein Monopol der Regierung erklärte. Es wurde den Besitzern der Chartumer Zeribas der Befehl erteilt, ihre Etablissements binnen acht Monaten zu räumen. Das Halten bewaffneter Banden, die Einfuhr von Waffen und Munition wurde verboten und wurden Vergehen wider dies Verbot der Militärgerichtsbarkeit zur Aburteilung überwiesen. Der Eintritt in das Gebiet des weißen Niles wurde nur mittelst Passes des Generalgouverneurs erlaubt.

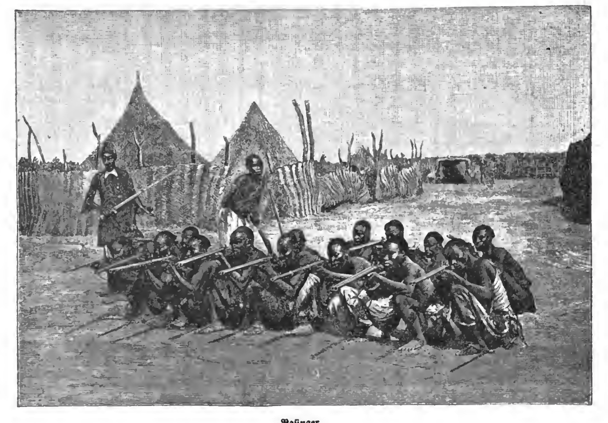
Dieser Hattischerif rief eine ungeheuere Umwälzung hervor. Manche der Zeriba-Besitzer räumten gutwillig, andere erst nach heißen Kämpfen das Feld. Eine recht schlimme Rebellion wurde durch den Sohn des Siber Nachama Djinne Abi angezettelt. Letzterer war ein sehr begüterter Sklavenhändler. Er hatte von seinem großartig eingerichteten Hauptzeriba Dem Siber in Dar Fertit aus an der Spitze seines zahlreichen bewaffneten Gesindels den Ägyptern bei der i. J. 1874 ins Werk gesetzten Unterwerfung Dar Fur's Beistand geleistet. Hierfür wurde ihm der Rang eines Pascha zum Lohn. Der aber genügte einem so habgierigen Manne wie Siber nicht, welcher gehofft hatte, min-

bestens Gouverneur der neuerworbenen Provinz zu werden und in dieser Stellung seine Sklavenexpeditionen in vergrößertem Maße betreiben zu können. Siber's unzufriedene Stimmung gab der Regierung Veranlassung, ihn nach Cairo zu fordern. Hier erschienen, wurde er festgehalten. Sein über dies Verfahren empörter Sohn Soliman sammelte die von ihm geworbenen, gut bewaffneten und wohl geübten, eingeborenen Soldaten, Faruch oder Basinger genannt (Fig. 28), und entfaltete die mit dem Blute eines geschlachteten Bongo-Sklaven eingeweihte Rebellenfahne. Zu ihm hielten die im Dar Fertit konzentrierten Sklavenhändler. Damals gelang es noch dem Generalissimus im Sudan, Gordon Pascha, Frieden zu stiften. Soliman Ibn Siber wurde als Bey zum Mudir der Provinz Bachr el Gasal erhoben.

Der in Cairo als Pensionär und Gefangener der Regierung festgehaltene Siber ruhete jedoch nicht und stachelte im geheimen den Sohn zu erneuter Empörung an. Soliman Bey rüstete sich tüchtig und überfiel plötzlich die Station Dem Idris. Hier ließ er sofort alles über die Klinge springen, was nicht zu ihm schwor. Dann verwüstete er mit seinen 20 000 Basinger das Land auf grauenhafte Weise. Endlich rückte der ägyptische Befehlshaber Gessi Pascha mit 300 Mann regulärer Truppen und etwa 1500 Mann Basinger gegen Soliman Bey ins Feld. Diesem gelang es jedoch, Gessi in Dem Idris einzuschließen. Die Regierungstruppen hatten hier nur Durra zu essen. In der Not sättigten sich die unter ihnen befindlichen Niam Niam sogar mit dem Fleische Gefallener. Nach blutigen Gefechten gelang es dem Gessi, sich von der Umzingelung frei zu machen und Soliman Bey vor sich her nach Dem Siber (jetzt Dem Soliman) zu treiben. Der Rebell entkam von hier mit etwa 800 Mann und wandte sich nach Tual südwestlich von Dara. Hier wurde er im Herbst 1879 von Gessi erreicht, überrumpelt und gefangen genommen.

Der Überwundene wurde mit seinem ganzen Anhange stand-

Fig. 28.



Basinger.

rechtlich erschossen. Eine große Kriegsbeute, Gewehre, Pistolen, Bronzekanonen, Säbel, Schwerter, Fahnen und Munition fielen den Siegern zu Dem Soliman, jetzt Sitz der Provinzialregierung, in die Hände. Der Rest von Soliman Bey's Basinger zerstreute sich nach allen Richtungen.

In der Folge wurde von den Ägyptern ein großer Teil Ost-Centralafrikas, von Fadassi und dem Mittellauf des Sobat an bis zu den westlichen Zuflüssen des Bachr el Gasal und bis zum Uelle hin, Fertit, fast ganz Niam Niam-, Mittu- und Monbuttu-Land unterworfen und mit Militärstationen besetzt, welche letzteren sich meist in den früheren Zeribas festsetzten.

Während nun in neuester Zeit der Aufstand des sogenannten Arabi Pascha und seiner Kumpane ganz Europa in eine unangenehme Spannung versetzte und die fremde Invasion in das Nilland herbeirief, begann ein anderer Asi, Rebell, ein Machdi oder falscher Prophet, die Ruhe des Sudan zu stören. Dieser hat vielen Anhang unter Fellachin, Barabra, Bedja, Fundj und jenen Mischlingen erworben, welche Kordufan, Süd-Nubien, Nord-Sennaar und Teile Takas bewohnen. An Spitze seiner undisziplinierten Horden bedrohte er El Obed, Sennaar, Woad Medine, ja selbst Chartum, und plünderte das Land aus. Zwar gelang es den Ägyptern unter Hicks Pascha und Abd el Kader Pascha, unter letzterem am 24. Februar dieses Jahres nordwärts von Sennaar, den Rebellenhorden eine schwere Niederlage beizubringen, indessen dauert jene sonderbare Art von Rebellions- und Religionskrieg noch immer fort. Mehrfach geschlagen, taucht der Machdi immer wieder von neuem auf. Hoffentlich bleibt seine gänzliche Vernichtung nur eine Frage der Zeit.

Unentwegt durch Machdi's Raubzüge, hält Emin Bey, ursprünglich Dr. Schnitzler aus Neiße, zu Lado die Zügel der Regierung mit starker Hand. Gouverneur von Dar Hat tel Istiwa, ist dieser vortreffliche Mann nicht allein bemüht, Land und Leute mit Gerechtigkeitssinn und Umsicht zu behandeln, die vielen diesen Unglücksgebieten geschlagenen Wunden zu heilen, sondern

er gewinnt auch noch Zeit zu eingehenden und zu erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeiten. „Wenn es ihm (Emin Bey) das Schicksal vergönnt, noch viele Jahre über diese Gebiete zu herrschen, so dürfte sich binnen eines Menschenalters eine wesentliche Verbesserung der Verhältnisse in den erwähnten Teilen Afrikas zeigen". Mit ungefähr diesen Worten sucht Dr. Schweinfurth das Wesen des jetzigen Gouverneurs der angrenzenden Äquatorialprovinz zu kennzeichnen. Hier hatte der Machdi noch keinen Boden für seine wüsten Umtriebe gefunden.

Nach obigen geschichtlichen Rückblick möge uns der Leser in Kürze durch die Hauptprovinzen der Hokumdarie Beled Sudan begleiten. Bis vor Kurzem gehörte dazu die Mudirie Berber u Dongola mit dem Hauptort Berber am Nil. Wie die genaue Einteilung augenblicklich liegt, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt, da wie oben bemerkt worden, hier häufige Veränderungen in der politischen Abgrenzung der Landschaften beliebt werden. Wie wir oben ferner gesehen haben, gehört zur Mudirie Berber u Dongola ein großer Teil des nubischen Landes. In diesem hatten wir uns schon umgesehen.

Es folgt darauf zunächst nach Süden die Mudirie Sennaar. Sie begreift nicht allein das zwischen blauem und weißem Nil gelegene Zwischenflußland (Gesire — d. h. Insel — Sennaar), sondern auch Fasoglo und das Berta-Gebiet in sich.

Sennaar ist eine von einzelnen Bergen und Berggruppen überragte Ebene, deren Boden von fruchtbarer Gelberde, von Lehmmergel, gebildet wird. Ihm fehlt allein die Wasserzufuhr, um jede Mühe des Landbauers reichlich zu vergüten.

Es finden sich hier vernachlässigte mit Sand und Kies überlagerte Strecken, Wüstensteppen und Wüsten (S. 54) ein loses Spiel der Winde. Da wo der blaue Nil seine gewundene Ader durch den Lehmmergel zieht, findet sich zu beiden Seiten desselben eine vielfach wallartig sich gestaltende Anschwemmung von Schlamm, die sowohl nach dem Flußufer wie auch nach dem innern Lande hin sich mehr oder weniger steil absenkt.

Dies Alluvium von lehmiger Konsistenz, welches Geschiebe und konglomeratartige Anhäufungen von solchen, ferner kalkige oder merglige, den „Lößkindeln“ des rheinischen Löß ähnliche Einschlüsse enthält, zeigt sich sehr fruchtbar. Dasselbe trägt schon unfern Chartum dichte Waldungen von dornigen Akazien, deren Bestände weiter stromauf immer dichter werden, bis sie allmählich in jenen tropischen Mischwald übergehen, dessen majestätische Formen schon bei Hedebat und Roseres den Naturfreund ergötzen. Mitten in diesem artenreichen Mischwald erregen meilenweite Bestände gesellig lebender Bäume, wie Nilakazie, Tamariske und Dompalme, unser Interesse. Die Ufer der nur zur Regenzeit und auch selbst da zeitweise Wasser enthaltenden, ihre Mündung in den blauen Nil nehmenden Regenströme, Chuar oder Cheran (Plural von Chor) sind ebenfalls mit reichem Waldwuchs bestanden.

Ein großer Teil von Sennaar ist echte Chala, Steppe. Dringt man von Norden her in diese Steppen ein, so sieht man sie dünn begrast und mit zerstreuten oder lichte Gruppen bildenden Bäumen und Büschen, mit Sidr (Zizyphus Spina Christi) Heglig, Oschur, Tundub, Grewia, mit verschiedenen Akazien und anderen z. T. schon in Nubien beobachteten Gewächsen bedeckt. Mehr und mehr südlich wird das Gras höher, dichter und sparriger. Das Laubholz wird ebenfalls höher und dichter, bis es endlich südlich von Sennaar in den großen äquatorialen Waldgürtel, die Ghaba der Araber, übergeht. Innerhalb der Ghaba erstrecken sich ferner auch Steppenzüge, ja selbst einzelne ganz wüste Striche fehlen hier nicht. Der Waldreichtum Sennaars ist ehedem, wie die Tradition besagt, weit größer gewesen als jetzt. Auch hier hat die leidige Waldverwüstung, diese menschliche Erbsünde, welche F. Oswald mit Recht das entsetzlichste aller irdischen Übel nennt, ihre verheerende Wirkung geübt. Noch heute sieht man schöne schlanke Stämme halb umgebrochen, um den Ziegen, Schafen, Kamelen und Zebus den Zugang zu ihrem Gezweige zu erleichtern.

Die sennaarische Ghaba zeigt einen verschiedenartigen Charakter. Hier bildet sie verworrene, dornenreiche Dickungen, in denen der Kitr (Acacia mellifera), Sofar (Ac. fistula), Kakamut (Ac. campylacantha) und Talch (Ac. gummifera), wo geteiltblättrige Bauhinien, Christdorn, Ebenholz (Dalbergia melanoxylon, Diospyros) und andere Bäume von mäßiger Höhe durch rankende Gurken (Coccinia Hartmanniana), durch Rhynchosien, Winden (Convolvulus), Cissus, echten Wein (Vitis abyssinica), zu einem undurchdringlichen Chaos verschränkt werden, dessen einzelne Formen zu unterscheiden dem Reisenden häufig schwer fällt. Auf gewissen Strecken findet man schöne großartige Waldungen. Hier wird im Mai bis August der frischgrüne, von Hirsen-, Bart-, Strauß- und anderen Grasarten gebildete, mit buntblühenden Amaryllis, Meerzwiebeln, Pfaffenpint, wildem Spargel u. s. w. durchsetzte Rasen von herrlichen Bäumen, nämlich Sykomoren (Urostigma, Ficus populifolia 2c.), Tamarinden, Adansonien, Crataeven, Sterculien, Combreten, Erythrinen u. s. w. u. s. w. überragt. In dem Unterholze sammeln sich Entaden, Canavalien, Tephrosien, Grewien, Bauhinien u. s. w. Cissus und Weinrebe bilden auch hier ihre Geschlinge. Von prächtiger Wirkung sind die riesenblättrigen Delebfächerpalmen (Borassus Aethiopum) mit grauen, in der Mitte tonnenförmig geschwollenen Stämmen. (Vergl Titelbild.)

An anderen Stellen sieht man lichte rasenbedeckte Haine von firnißartig glänzendem Subach (Combretum Hartmannianum), von Grewia populifolia, von rotstämmigen Talch- sowie von schwarzstämmigen Kakamut - Akazien. Wieder wo anders erkennt man Felder von über mannshohem wilden Zuckerrohr (Saccharum spontaneum), von Bartgras, wildem Sorghum (Adar, Gineri u. s. w.) und von bambusartigem Schilfrohr. Die Berggehänge sind mit kletterndem, strauchförmigen, mittelst seiner Luftwurzeln in Felsspalten fußenden Tertr (Ficus populifolia), mit Adansonia, Grewia, mit schirmkroniger Cadaba, mit schönem, echten Bambusrohr, arab. Gana (Bambusa abyssinica)

Fig. 29.

Dorf am blauen Flusse.

sowie mit vielen anderen Bäumen oder Sträuchern bedeckt. Aus den Klüften wachsen die malerischen, an den neuseeländischen Flachs erinnernden Sanseverien hervor. Auf den zahlreichen Inseln des blauen Nil wuchern Weiden (Salix nilotica) und Mimosen neben gemeinem Schilfrohr (Phragmites isiacus) neben Plumpekeulen (Typha) u. dgl.

Die sennaarische Tierwelt ist diejenige des mittleren und z. T. des südlichen Afrika. In den Bergen hausen große Paviane, namentlich der Babuin. Meerkatzen tummeln sich in den Wäldern, werden häufig zahm gehalten and nach Ägypten verschifft. Der schöne Gurieſa (Colobus Guereza) kommt in den südöstlichen Bergwäldern vor, welche vielleicht auch Chimpanses beherbergen. Der Honigdachs stellt hautflügligen Insekten nach, geht aber auch an menschliche Leichen. Mit dem Bandiltis wechseln verschiedene Ichneumonarten und die Genettkatzen. Die gefleckte Hyäne, Marrafil in Sennaar, belästigt die Walddörfer fast allnächtlich. Der Leopard und der hier kurzmähnige Löwe berauben die Hürden der Eingebornen. Stachelschweine bauen in den trockenen Regenstrombetten, während Stachelmäuse und Ratten dem Menschen überall hin folgen. Den uns schon bekannt gewordenen Antilopen (S. 14, S. 57) gesellen sich die säbelhörnige Pferdeantilope (Ant. leucocephala), der spiralhörnige Agasen (Ant. Kudu), der Buntbock (Ant. scripta), der rötliche Tedal (Kobus senegalensis) und die Soemmerings Gazelle hinzu. Der wilde Büffel (Bos caffer) tritt hier in einer kurz- und in einer großhörnigen Form auf. Die Anaſa, das zweihörnige Rhinoceros, bricht durch die Dickungen. Der Elefant drang i. J. 1860 noch bis Abdim unfern Sennaar nach Norden vor, ist aber seitdem mehr gegen Süden verscheucht worden. Das plumpe Warzenschwein (Phacochoerus Aeliani) (Titelbild) teilt dies Gebiet mit dem kleinen Sennaarschwein (Sus sennariensis) und wahrscheinlich auch mit dem europäischen Wildschwein.

Der blaue Nil enthält viele der plumpen Aësint, Nilpferde, ferner zahlreiche, zeitweise recht bösartige Krokodile.

Die Wälder wimmeln von bunten Vögeln, von herrlichen Honigsaugern, grünen Papageien, Pisangfressern, Glanzvögeln, Schweifhopfen, Nashornvögeln, Glanzkuckucken, Trogons u. s. w. Ketten von Perlhühnern (Numida ptilorhyncha) trippeln durch die Wälder. An den Flußufern und in den Buschwaldungen tummeln sich immense Scharen von bunten Eisvögeln, Bienenfressern und Mandelkrähen. Die Gestade und Inseln des blauen Flusses zeigen sich öfters mit Tausenden von Sattelstörchen, Ibisen, Nimmersatten, Reihern, Löffelreihern, Klaffschnäbeln, zur trockenen Zeit auch von Kron- und Jungfernkranichen, ferner von Pelikanen, Gänsen und Enten der verschiedensten Art bedeckt. Der melancholische Umbervogel (Scopus umbretta) verharrt träge an den Böschungen, während der schwarzbunte, mit den Frühjahrsregen aus dem Innern eintreffende Abdim-Storch (Sphenorhynchus Abdimii) in zutraulicher Weise die Dörfer der Eingebornen heimsucht, deren gastliche Hüttendächer Schwalben und buntfarbigen Sperlingsvögeln Obdach gewähren. Bei jedem Schritt in den Wäldern raschelt es von Eidechsen, besonders von possierlichen Agamen. An giftigen Schlangen ist zum Glück kein Überfluß. Dagegen wird jede Behausung von unzähligen Spinnen, von Skorpionen und Tausendfüßen — unter diesen kleine fingerdicke (unschädliche) Julus — heimgesucht. Auf Waldwegen treiben prächtig metallgrün oder kupferglänzende Pillenkäfer (Ateuchus, Gymnopleurus) ihr Wesen. Den anmutigsten Eindruck gewähren nach stattgehabten Regen die zahlreichen Trombidien, erbsengroße Spinnentiere mit prachtvoll-purpurroter, sammetartiger Behaarung. Die Zahl der Schmetterlinge ist weder groß, noch bieten diese Tiere jene farbenprächtigen Arten anderer Tropenländer dar.

Sennaar wurde früher von Barabra und von Bedja bewohnt. Diese hausen entweder neben einander oder in gesonderten Gemeinden. Schon damals war die Trennung der seßhaften Ackerbauer, der Handwerker, Künstler und Handelsleute von den umherschweifenden Nomaden ausgesprochen. Sennaar und gewisse

Gebiete Südnubiens wie Taka's bildeten das christliche Reich Aloa (S. 49). Dasselbe wurde, wie schon oben bemerkt worden, durch die Fundj gestürzt. Letztere, ein bereits, Bio und Plinius bekannt gewesenes Volk (Ptoemphanae), nahmen den Islam an und dehnten ihre Eroberungen allmählich weiter nach Nubien und bis zur abyssinischen Grenze aus. Sie rekrutierten ihre (schwarzen) Soldaten aus ihren eigenen am Fuße der innersennaarischen Berge befindlichen Kriegerkolonieen, ferner aus kordufanischen Noba, welche letztere z. T. von einem den Fundj verwandten Sultanat regiert wurden. Sie hoben schwarze Kunama des Basen der abyssinischen Westgrenze teils nach gütlichem Übereinkommen, mit den Schekhs, teils gewaltsam aus und erhoben von den Baria Tribut. Noch heut sieht man die Trümmer verschiedener von den Fundj besetzt gehaltener Schlammziegelforts an den Gehängen des nubischen Nilthales.

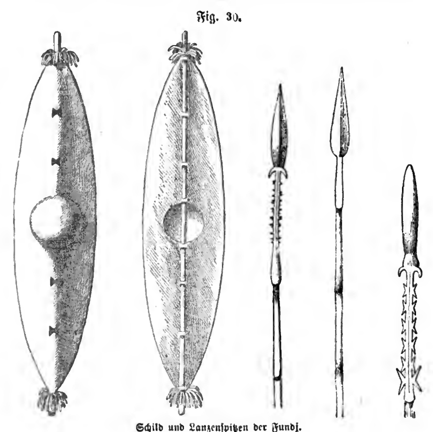
Der Sultan der Fundj residierte zu Sennaar in einem Palast, dessen gebranntes Ziegelmaterial den Resten des zerstörten Soba entnommen wurde. War das Volk der Regierung seines Sultans überdrüssig, so ließ es diesen durch einen eigens dazu bestimmten Hofbeamten, den Sidi el Kom, bei Seite schaffen. Lange Jahrzehnte hindurch währte das im ganzen milde Gouvernement dieser sennaarischen Sultane. Allmählich wußte die schlaue und ehrgeizige Familie Adlan, aus welcher schon seit lange die Wesire der Sultane hervorgingen, sich eine fast königliche Macht anzueignen und die Könige selbst zu Schattenfürsten herabzudrücken. Daselbst ausgebrochene Thronstreitigkeiten wurden von Ismail Pascha i. J. 1820 nach stattgehabter Niederwerfung der Schaikie zu einer Einmischung in die sennaarischen Verhältnisse benutzt. Die türkisch-ägyptischen Truppen rückten in das Land ein, zersprengten das Nationalheer der Fundj in blutiger Feldschlacht (S. 68), entthronten den Sultan und schufen im Innern Sennaars, in dem bergigen Distrikt westlich von Hedebat für die Familie Adlan ein Vasallenfürstentum. Dort residiert ein Mitglied derselben noch jetzt als Melik el Djebal el Fundj, König der

Fundjberge, in dem am Fuße des Gulebergès gelegenen Dorfe Hellet el Mak. Dieser Häuptling zahlt den Ägyptern Tribut, welcher aus den oft nur mit Gewalt herbeigetriebenen Steuern und aus dem Privatvermögen des Melik zusammengebracht wird. Der Melik (abgekürzt Mak oder Mek) darf als Abzeichen seiner Würde die mit zwei emporstehenden Seitenklappen versehene, gesteppte Hornmütze, Takie el Garn, tragen, zieht für gewöhnlich aber den roten Fes vor. Ein anderes altes Zeichen der Königswürde, die Nogara oder Kesselpauke, stand bereits 1860 in einer Rumpelkammer. Zu Kriegszeiten muß der Melik dem ägyptischen Hokumdar, seinem nächsten Vorgesetzten, Heerbann leisten. Jener pflegt sich alsdann mit einer Anzahl Reiter zu umgeben. Diese, der Mann in Panzerhemd, Helm, Armschienen und in einen baumwollenen, dick wattierten Schlafrock gehüllt, das Roß mit metallenen Kopfschienen versehen und in weite Steppdecken eingemummt, gewähren einen überaus barocken Eindruck.

Die dem Melik el Djebal angehörenden Fundj sind ein wohlgebildeter, intelligenter nigritischer Menschenschlag, welcher gewissermaßen den Übergang von den Bedja zu den eigentlichen Schwarzen vermittelt. Die Männer sind durchschnittlich mittelgroß, manchmal größer mit trapezischem Brustkasten, schlanken wenn auch muskulösen Gliedmaßen, aber fast durchgängig mit schwachen Waden versehen. Die Stirn ist unten gewölbt, oben nach hinten zurückweichend, die Nase ist entweder gerade oder leicht gebogen, hat breite Flügel und eine stumpfe Spitze. Die seitlichen Nasenlippenlinien sind sehr ausgeprägt. Die Kiefern ragen stärker als bei Barabra und Bedja hervor, die Lippen sind fleischig, aber nicht sehr aufgeworfen. Die Augen sind groß, gut geschlitzt und haben große Lider. Die Haare stehen dicht und sind stark gekräuselt, dem Wollhaar genähert, der Bart ist schwach. Die jungen Mädchen haben nicht selten einen recht hübsch gebauten Oberkörper, pralle, halbkugelige Brüste und zierliche Schultern. Sie altern früh. Die Hautfarbe ist bisterbraun, bald in Gelbbraun, bald in Schwarz übergehend. Von intelligentem,

gutmütigen Gesichtsausdruck, der nur im Alter eigentümlich grämlich wird, leichten elastischen Ganges, machen diese Fundj im ganzen einen vorteilhaften Eindruck. Ihre an Vokalen, aber auch an Nasallauten reiche Sprache, häufig sonderbarerweise selbst von erwachsenen Männern im Diskant geredet, weicht ganz

Fig. 30.



Schild und Lanzenspitzen der Fundj.

und gar dem Arabischen, welches letztere hier höchst gedehnt gesprochen und sehr oft von bekräftigenden Schnalzlauten begleitet wird.

Männer und Weiber frisieren ihr 200—250 mm lang wachsendes Haar auf unendlich mannigfaltige Art. Es gehört ein förmliches Studium dazu, sich in diesen Formen einer urwüchsigen

Eitelkeit, welche sehr an die bei den Balonda-, Wanyamezi und Zambezi-Stämmen üblichen erinnern, zurechtzufinden. Der Putz ist wie bei den Barabra beschaffen. Zur Kleidung dienen das weite Hemde, die hier Tob genannte Ferda (S. 61), eine lange, im Schritt weite, über den Knöcheln enge Hose und Sandalen. Junge Mädchen tragen den Rahat (Fig. 27). Die von verschiedenartigen Feinden umringten Fundj der Berge gehen stets bewaffnet. Sie führen den länglichen, in der Mitte gebuckelten Lederschild (Fig. 30), Wurf- und Stoßlanzen mit sehr verschiedenartig gebildeter Spitze (Fig. 30), den hölzernen, ungefähr einer Ballkelle ähnelnden Trumbasch, eiserne zackige zum Schlag und Wurf dienende Kulbedas (Fig. 31), einen krummen um die Lenden gegürteten Dolch, auch wohl das S. 46 beschriebene Messer. Angesehene Männer benutzen das schon auf (S. 63), erwähnte Schwert, dessen Knauf manchmal eine hübsche durchbrochene Silberarbeit zeigt (Fig. 32).

Die Fundj wohnen im Togul, jener mit kreisförmigen Unterbau und spitzem Kegeldach versehenen Hütte, die bis nach Abyssinien, tief nach dem Innern und südlich bis zu den Bechuana verbreitet ist. Das Material der Togule besteht aus Pfählen, aus Astwerk und langem Grase. Seltener ist der Unterbau aus Steinen oder Lehmpatzen aufgeführt. Im Innern befindet sich manchmal ein besonderer alkovenartiger Verschlag mit erhabener Lagerstätte. Vor der Thür erhebt sich die Rekuba, ein schattiger luftiger Vorbau (Fig. 33). Gekocht wird in besonderen Mattenverschlägen. Innerhalb ähnlicher verdeckter Lokalitäten pflegt man auch die Abortgruben anzubringen, in deren Gebrauch der hiesige Eingeborne alle Decenz beobachtet.

Die sennaarischen Hütten sind regendicht und sauber gehalten. Die zu einer Familie gehörende Togul-Gruppe wird mit einer Zeriba, einem Dornenverhau oder einem Stackete von Baumgeäst und Rohr gegen die Besuche wilder Tiere geschützt, unter denen Hyänen, Schakale und große Warneidechsen, letztere

erbitterte Feinde der Hühner- und Taubenzucht, die häufigsten und zudringlichsten erscheinen.

Der Hausrat besteht aus Angareb's, hübsch geflochtenen Matten, aus Kochtöpfen, Brodpfannen, hölzernen Eßschüsseln,

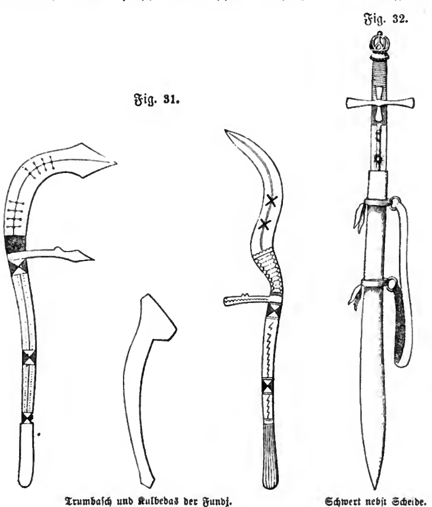


Fig. 31. Trumbasch und Kulbedas der Fundj.

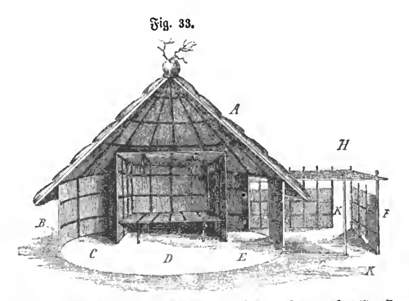
Fig. 32. Schwert nebst Scheide.

Reibsteinen, Kürbisschalen u. s. w. Einzelne zur Darreichung von Merisi oder Abreg bestimmte Schalen erhalten Untersätze und Deckel (Fig. 34), an denen sich die Meisterschaft der Einwohner

in Anfertigung zierlicher Flechtarbeit bewährt. Die Lebensweise des Volkes ist diejenige der Barabra.

Die Fundj sind in erster Linie Ackerbauer, welche die Erdkrume mit einer Art Eisenspaten, dem Molot, oder häufiger noch mit einer einfachen eisernen in Holz gefaßten zugleich als Axt dienenden Hacke (Fig. 35) bearbeiten. Sie bauen hauptsächlich mehrere Sorten Sorghum, ferner Penicillaria, Mais, Zwiebeln, roten Pfeffer, Kümmel, Bockshornsamen, Strauch- und Saubohnen,

Fig. 33.



Durchschnitt durch einen Togul. A. Dach. B. Unterbau. C. Innerer abgeteilter Raum. D. Boden des Togul. E. Thür desselben. F. Durchschnitt der Rekuba. H. Deren Dach. G., K. Deren Gerüst.

Tabak u. s. w. Künstliche Bewässerung wird nur mittelst Ausgießens wassergefüllter Schalen und Schläuche, und selbst damit nur stellenweise, geübt. Das Volk züchtet Esel, Kamele, Zebus, dünn- und auch fettschwänzige, haarige Schafe, langohrige Ziegen, große Windhunde, Hühner und Tauben. Zu Roseres überrascht die Zucht großer, den Cochinchinas ähnlicher Hühner. Die Tauben finden auf den Toguldächern Platz. Pferde gedeihen hier nicht gut. Sie sind Makada, d. h. von abyssinischer oder Gala

Zucht und müssen häufig über Galabat oder Gedarif neu ersetzt werden. Esel und deren Bastarde sind dagegen ausdauernder.

Die Fundj betreiben Metallschmiedekunst, in der sie, wie die Djaalin, durch Herstellung reizender Filigranarbeiten aus Gold oder Silber sich hervorthun, sie schmieden eiserne Waffen, spinnen Baumwolle mittelst primitiver Rohrspindeln (Fig. 36), weben daraus grobe Ferdas und Shawls, gerben Tierhäute mit

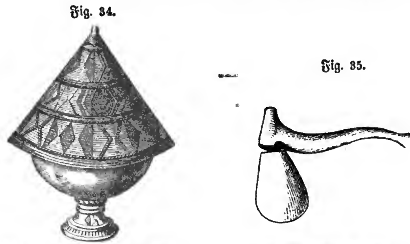


Fig. 34. Kürbisschale mit Deckel und Untersatz.

Fig. 35. Hacke und Holzaxt der Fundj.

Modus, den Schoten der Cassia arereh, sie färben Leder schön rotbraun mit den Samenschalen einer Sorghumvarietät, flechten Schüsseln, Matten u. dgl. Auf ihren Märkten herrscht besonders Tauschhandel. Man giebt Darra, Dochn, Mais und andere Feldfrüchte, Vieh, Tierhörner, Hühner, Ferdas und groben Hausrat gegen amerikanische, als Hemdenzeug dienende Leinwand, gegen Glasperlen, Elfenbeinringe, Gold, abyssinisches grünes Leder, gegen rotgegerbte abyssinische Ochsenhäute, gegen abyssinisches Steinsalz, Zibet, gegen die S. 84 beschriebenen meist am Djebel Tabi verfertigten Waffen und Hacken u. s. w.

Die Fundj sind gute Jäger und Fallensteller, aber als Agagir (S. 63) selten so kühn und gewandt wie ihre zu den

Bedja gehörenden Nachbarn, die Abu-Rof, deren Beihilfe sie auch gern in Anspruch nehmen.

Von Charakter sind sie offenherzig und gutmütig. Sie entwickeln einen gewissen Nationalstolz, denn jeder dieser Eingebornen dünkt sich nach alter Tradition edelgeboren. Sie sind gastfrei und zuvorkommend gegen Fremde. Im allgemeinen friedliebend, scheuen sie, wenn es einmal gilt, den Kampf nicht so-

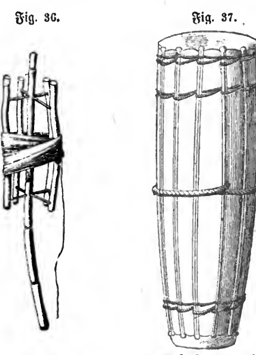


Fig. 36. Spindel der Fundj.

Fig. 37. Große Handtrommel.

wie manche andere schwarze Stämme. Kaum wenige Fedauie oder Redemptoren, welche in der syrisch-arabischen Wüste die Fehden der dortigen semitischen Beduinenstämme ausgefochten, sind nigritische Sklaven aus Sennaar gewesen. Noch gegen Ende vorigen Jahrhunderts kämpften dergleichen Schwarze, gepanzert und beritten, an der Spitze der abyssinischen Heere. Zu Zeiten Napoleons III. waren es gemietete sennaarische Schwarze,

welche vor La Puebla de los Angeles und bei Guadalaxara gegen die Mexikaner Ruhm ernteten. Sie sind von Temperament unbefangen und heiter, sie plaudern und scherzen viel unter einander. Sie singen improvisierte Liebes- und Heldenlieder in höchst eintöniger Weise zur Laute (S. 50), zur Rohrschalmei und zur kurzen oder großen Handtrommel (Fig. 37). Dergleichen Gesänge begleiten sie mit lautem Händeklatschen, mit gellendem Getriller und Zungengeschnalz. Zur Ausstoßung von Alarmrufen dient ein mit Kauris verziertes Rinder- oder Antilopenhorn. Am Gule-Berge feiert man zuweilen Waffentänze und ziemlich obscöne in das Heidentum hineinragende Rundgänge, bei welchen hölzerne Phallus und ein geschnitztes Götzenbild ihre Rolle spielen. In den heimischen Bergen der Familie Adlan strotzt es übrigens von Sklavinnen, Kebsweibern, Tänzerinnen u. s. w. Das Volk ergeht sich zuweilen in gründlicher Völlerei, wenn auch nicht in so hohem Grade wie die Abyssinier. Leider ist diese interessante Bewohnerschaft der sennaarischen Berge nur wenig zahlreich und nach neuesten Berichten im Aussterben begriffen, wozu die Blattern und die vielen Kämpfe mit den Nachbarn wesentlich beitragen sollen.

Mit der allgemeinen Bezeichnung Fundj lassen sich auch noch andere mit jenen physisch wie sprachlich verwandte Nigritierstämme Sennaars belegen. So die Berun oder Burun im Süden des Gule-Berges, welche den Kern der Bewohner desselben, wie überhaupt der erobernden Fundj des 16. Jahrhunderts geliefert haben sollen. Die südlichen Burun sind ein ackerbauendes, dabei aber kriegerisches Heidenvolk. Ferner die ebenfalls heidnischen Ingassana, Bewohner der südöstlich vom Gule gelegenen Tabi-Gruppe, seit Jahrzehnten ein Schrecken der näheren und weiteren Umgegend, ein wildes, räuberisches, trotzdem aber in Ackerbau und Eisenindustrie bewandertes Volk. Ein anderer Fundj-Stamm sind die Hammedj oder Hammeg, von denen einige Familien an den sennaarischen Bergen wohnen, deren Mehrzahl aber das Ostufer des oberen blauen

Nils zwischen Karkodj und Fasoglo innehaben. Fasoglo selbst wird von den Djebelauin, d. h. Bergbewohnern, besiedelt, ein Gemisch von Hammedj, Ingassana und Berta. In Dar Gumus wohnt ebenfalls ein den Hammedj verwandtes Volk. Alle diese Abteilungen des Nigritierzweiges der Fundj, d. h. die Burun,

Fig. 38.



Mädchen aus Fasoglo.

Ingassana, Hammedj, Gumus und Djebelauin sind noch weit dunkler, häßlicher, plattnasiger und dicklippiger als die Fundj von Gule (Fig. 38) wenn auch gewisse physische Züge der letzteren bleiben. Die Hammedj und Djebelauin sind teils Mohammedaner, teils Heiden. Übrigens haben sich unter den heidnischen Bewohnern dieser Gruppen manche jener betriebsamen Djaalin (S. 69) und echte Barabra niedergelassen, welche hier

neben kaufmännischen Unternehmungen zugleich die mohammedanische Propaganda betreiben.

Die Hammedj tragen die Kleidung und befolgen die Lebensweise der Fundj an den Bergen und der übrigen Bewohner Sennaars. Die Burun, Ingassana, Gumus und Djebelauin gehen noch weniger bekleidet wie jene. Die Männer begnügen sich meist mit einem ledernen, die Weiber mit einem zeugenen Schamschurz. Man flechtet Adler-, Ibis- und Reiherfedern ins Haar, und viele tragen einen getrockneten, hartschaligen Rüsselkäfer als Amulet. Junge Mädchen bedienen sich auch hier entweder des Rahat, oder sie gehen splitternackt.

Südlich von den Djebelauin wohnen die Berta oder Barta. Sie zeigen Verwandtschaft mit den Fundj-Stämmen, denen sie in physischer Hinsicht ähneln. Sie haben einen muskulösen Wuchs und intelligente Züge, sowie eine bisterbraune oder schwarze Farbe. Der holländische Reisende Schuwer bemerkt, daß die Gesichter dieses Volkes „fast kaukasisch“, das soll eben heißen, im Verhältnis regelmäßig, gebildet seien. Die Männer gehen nackt bis auf den Leibgurt, von welchem aber nur hinten ein wie Frackschöße eingeschlitztes Lederstück oder Fell herabhängt. Vorn bleibt alles frei. Eine solche Tracht, womöglich noch mit einem hinten hervorstehenden Tierschwanz (einer Ziege?) geziert, war schon bei den uralten Sennariern nach den ägyptischen Wandmalereien beliebt gewesen. Die der ägyptischen Grenze näher wohnenden Berta nehmen jetzt, wie Schuwer mitteilt, ein Stück Dammur oder Baumwollenzeug um die Hüften. Federn im wolligen Haar, auch eine Art spitzer Mützen von Gurieſa- und Meerkatzenfell, Glasperlen, Elfenbein- und Eisenringe schmücken den mit Lanzen, großen ovalen Lederschilden und mit hölzernem, Trumbasch oder selbst eiserner Kulbeda (S. 84) bewaffneten Krieger. Zum Kampf und Plaisier bemalt man sich gern ockerrot oder pfeifenthonweiß. Die Weiber gehen entweder ganz nackt oder wenden höchstens ein vorn befestigtes Lederstück auch einen Schurz von Dammur an. Ihr Putz besteht

in eisernen Pflöckchen und Stäbchen für die Nasenflügel und für die Unterlippe, in Eisenspiralen, Eisenkettchen, Eisen- und Kupferreifen, Glasperlen, Kauris, Quarzstücken u. s. w.

Die Berta legen ihre Dörfer vorzugsweise auf den Gipfeln oder an den Abhängen schwer zugänglicher Berge an und umgeben dieselben mit Kronleuchtereuphorbien und mit Dornhecken. Die Togule werden sehr sorgfältig gebaut, auf Substruktionen von Pfählen und zusammengelesenen Steinen, selbst auf Packwerken von solchen, aus Ästen, Erde und Flechtwerk errichtet. Das über die Wände vorspringende Dach wird zuweilen verandaartig durch besondere Pfähle gestützt. Der dadurch gewonnene Vorraum ist dazu geeignet, viele Personen zugleich aufzunehmen. Im Innern findet sich ein wohl abgekammerter Schlafraum. Diese Hütten ähneln denen der Bechuana.

In ihrer Nahrung sind die Berta nicht sehr wählerisch und vergreifen sich zur Not selbst an ekelhaftem Gewürm. Übrigens zeigen sie sich als industrieöses Volk. Sie schmieden und gerben recht brav, verzieren ihre Kürbisschalen mit eingebrannten Figuren, schnitzen Holzteller und Holzschüsseln, flechten Matten, formen Thontöpfe, hübsche Pfeifenköpfe u. s. w. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht.

Ihre religiösen Vorstellungen sind noch wenig bekannt. Sie umtanzen zur Zeit des Neu- und Vollmondes große geheiligte Bäume, binden zur Zeit der Durrareife (ganz wie die Djebelauin) Hunde an Bettladen, prügeln oder steinigen sie, sie durchschwelgen ganze Vollmondnächte und treiben noch sonstige heidnische uns unklar erscheinende Ceremonieen. Jene Erntegebräuche mit den Hunden sind übrigens schon von alten Schriftstellern erwähnt worden.

Viele Berta sind den Ägyptern dem Namen nach tributpflichtig geworden und sollen einen Jahreszins von (nach Schuwer) etwa 6000 Pfd. Sterl. reinen Goldes zahlen. Drei von Chartum aus bestätigte Schekhs, d. h. ansässig gewordene Djaalin, Barabra u. s. w., sollen zu Beni Schongolo, Goma-

scha und Keli regieren. Allein weder die Tributzahlung noch die Schekhregierungen kommen regelrecht zustande. Es existieren viele Asin, Rebellen, unter den Berta, das sind Leute, die keine Steuern zahlen. Das ganze Volk war von jeher in Stämmchen mit verschiedenen Dialekten ihrer sehr wohlklingenden Gesamtsprache geteilt und dabei ist es schwer, Einheit im Befehlen zu erzielen. Auch sollen ihrer viele vor den ägyptischen Bedrängern das Weite, nämlich ein zwischen Dibessi und Yabus gelegenes Gebiet und die Beri-Berge, inmitten von Gumus und Gala, gesucht haben.

Der oben erwähnte Reisende Schuwer hat neuerdings im Osten und Süden von Fasoglo Gebiete und Stämme aufgefunden, auch beschrieben, die vor ihm unvollkommen, zum Teil selbst gar nicht, bekannt gewesen sind. Das schon von Früheren vielgenannte, im Herzen des Berta-Landes gelegene Fadassi ist nicht, wie bisher angenommen wurde, eine Stadt, sondern ein volkreicher Distrikt, der von einem Agur oder Mokadin (Unterchef) des Groß-Schekh von Gomascha (Hamosa) verwaltet wird. Hauptdörfer von Fadassi sind Gurgura und Bimbischi. Hierher gelangen Goldstaub in Federposen und in Beutelchen, grobe Goldringe, in Sennaar gearbeitetes Dammur, ferner Eisen, Zibet, abyssinisches Steinsalz — und Sklaven aus Sudan. In Gomascha sah Schuwer neben sonstigen Abenteurern Flüchtlinge von Soliman Siber's Truppe (S. 72) sich herumtreiben und Mangala spielen. Trotz der vielen hier anwesenden Fukara (S. 65) blieb die Mehrzahl der Bewohner ein abergläubisches Heidenvolk.

Im Südwesten von Fadassi hausen die Amam, Nigritier, welche Schuwer als Leute von massivem Körperbau und von ungraziösen Formen schildert. Sie kleiden sich in zwei von einem ledernen Gürtel aus vorn und hinten herabhängende Bündel aus Grasstricken, sowie in einen an den Pelz eines Stachelschweines erinnernden Mantel von getrocknetem Grase, wie solcher auch bei den Bewohnern des abyssinischen Hochlandes Mode ist. Ein derartiger Überwurf schützt gegen die Unbilden der Witte-

rung. Die Amam sind weit besser als ihr Ruf. Sie pflanzen Durra, Zucker-Durra, Mais, Kohl (?), Tabak, Bohnen, Yams und roten Pfeffer, sind aber auch mutige Jäger.

Das von Schuwer, ebenfalls besuchte, bergige **Koma-Land**, im Südwesten der Berta gelegen, wird von unserem Reisenden als ein wahres irdisches Paradies geschildert. „Das Klima“ sagt er, „ist köstlich, niemals zu warm wegen der hohen Lage, niemals zu kühl, wie man daraus ersieht, daß Felle nicht zur Bekleidung benutzt werden, feucht genug, um die Vegetation zu befriedigen, niemals ungesund, weil die Abschüssigkeit des Terrains sofort das überflüssige Wasser abfließen läßt. Die Dörfer sind über das ganze Land zerstreut, die Häuser liegen ziemlich weit von einander, wodurch Unzuträglichkeiten bei zu dichter Nachbarschaft vermieden werden, zugleich zum Beweis für die persönliche Sicherheit und daß Furcht vor feindlichen Menschen und Tieren nicht existiert. Die bewundernswürdige Vegetation bietet Überfluß an Nahrungsmitteln (Durra u. s. w.), Gewürzen und narkotischen Produkten (?); ungehindert schweift der Blick über die wildreichen und fast unbewohnten Ebenen, welche zu dem Lande gehören. Die Bevölkerung erfreut sich ungetrübten Glückes, ohne Sorgen und im Nichtsthun bringt sie ihr Dasein hin, ohne deshalb in Gedankenlosigkeit zu verfallen; sie genießt wahrhaft republikanische Freiheit, welche keinen Eingriff in die individuelle Thätigkeit duldet, mit Ausnahme der durch Naturgesetze vorgeschriebenen Bedingungen; dieses Volk ist soweit einig, um kühn und gemeinsam jedem eindringenden Feinde Widerstand zu leisten, ohne jemals Lust zu spüren, seine Nachbarn zu drücken und zu berauben; es fehlt bei ihnen jede Unterdrückung, es herrscht allgemeines Wohlbefinden.“ Leider bleibt uns der Verfasser jede Schilderung der physischen Beschaffenheit dieser interessanten Bergbewohner schuldig, die sich bei aller Glückseligkeit nicht scheuen, armen Gala-Händlern, welche sich bedingungslos ihrer Gastfreundschaft anvertrauen, Nachts die Kehlen zu durchschneiden.

Die Koma-Männer gehen gänzlich nackt. Diejenigen,

welche über ein Stück Dammur verfügen, tragen dies wie ein Halstuch. Als Putz dienen bis acht kupferne Ohrringe auf jeder Seite und Halsbänder von Ziegen-, Schaf-, Hunde- wie auch selbst von Menschenzähnen. Koma-Jäger schmücken sich den Kopf mit Streifen borstigen Eberfelles, welcher Brauch an die Orloikob (Bd. I, S. 210) erinnert. Die Weiber verhüllen die Schamteile mit einem Stückchen Dammur oder wenn sie verlobt oder verheiratet sind, mit einer 300 mm langen, 200—400 mm breiten Schürze, die aus Tausenden kleiner abgerundeter und sorgfältig aneinandergereihter Stückchen Straußeischale besteht. Hinten hängen bei Frauen ein bis drei schwanzartige Franzen von ockerrot gefärbter Baumwolle oder Baumrinde herab. Bei Trauer legt man einen ähnlichen Schwanz um die Hüften.

Die Koma sind Ackerbauer. Sie halten aber auch Ziegen, Schafe und Hunde. Schuwer sah in dem Hauptdorfe Boscho mehrere Dutzend (hier zulande sonst nur wilder) Perlhühner (S. 79) in zahmem Zustande. Hauptprodukt des Landes ist Honig von wilden Bienen. Die Gala holen hier Baumwolle. Sonst kommen nur Watawit, d. h. solche Berta, welche mit den „Arabern" verwandt zu sein behaupten, und einzelne dem sennaarischen Mischvolk angehörende Kaufleute hierher. Letztere bringen Salz, Dammur, weiße Glasperlen, Eisen und (wohl getrocknetes) Rindfleisch. Sie tauschen dafür Honig, verlassene Weiber und Waisenkinder ein. Die Fremden müssen gutwillig hergeben was sie mitbringen und erhalten dann auf freundliche Vorstellungen soviel Gegengabe, als den Koma gerade zu spendieren beliebt. Hübsche Mädchen müssen den Eltern um einen besonderen Preis abgetauscht werden. Also treiben diese glückseligen Menschen mit ihrem eigenen Fleisch und Blut gelegentlich Sklavenhandel. In der That paradiesische Zustände! Dabei versichert Herr Schuwer, er möge zwar nicht als Deutscher, Russe oder Jude, sondern als Koma geboren sein! Leichname der besseren Stände werden ohne Unterschied des Geschlechtes auf der Plattform einer besonderen Totenhütte 7—10 Jahre

lang aufbewahrt. Zuweilen werden den Kadavern Salz und Perlen dargebracht. Die Totenklage seitens der Weiber dauert mit Unterbrechungen so lange als die Leiche auf ihrer Plattform fault. Die Knochen werden schließlich innerhalb oder nahe der Leichenhütte begraben. Die angehäuften Totengaben werden unter die Anverwandten verteilt, oder öffentlich versteigert, und werden im letzteren Fall von dem Erlöse öffentliche Festlichkeiten abgehalten.

Jenseits der Amam wohnen die von Schuwer näher geschilderten Lega=Gala. Der holländische Reisende vergleicht die Züge ihres Königs, des Muti Bula, wahrscheinlich mit allem Recht, mit denen der altägyptischen Königin Aa=hotep, deren Granitstatue sich im Museum zu Bulak befindet. Auch ich habe wiederholt auf häufig stattfindende physiognomische Anklänge zwischen Alt= wie Neuägyptern einer= und Gala andererseits hingewiesen. Im übrigen ist Bula „ein junger, fast schwarzer Mann mit rundem, bartlosem Gesicht, ein wenig zu stark für sein Alter von 26 Jahren." Schuwer entwirft danach ein Bild von den Lega=Gala, deren ganze Nation er komischer Weise zu den „Ariern" (warum nicht lieber zu den Semiten oder Hamitosemiten?) rechnet, was, völlig abgesehen von seiner für Kenner der afrikanischen Ethnologie schwer verständlichen Fassung, scharf und unvereinbar mit jenem physischen Bilde kontrastiert, das ich selbst von den in Nordostafrika zahlreich beobachteten Orma gewonnen habe (vergl. Bd. I, Kap. 2). Ohne hier die Lösung eines solchen Widerspruchs irgendwie anbahnen zu wollen, bemerke ich weiter, daß König Bula mit Leichtigkeit 20000 Mann eigenes Volk, ohne die „Menge von Sklaven und Vasallen", ins Feld stellen kann. In diesem, dem veränderlichsten, zur Regenzeit feuchtesten Klima ausgesetzten Lande werden an guten Tagen zu Gumbabi fünf Gabas oder Wochenmärkte abgehalten, deren jeder von 10 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags dauert. Es erinnert dies recht an die allerdings seltener stattfindenden Wochenmärkte der Fundj. Diese Lega=Gala sollen mit Schwarzen (Koma)

eine sehr schöne Mulattenrasse erzeugen, welche physisch „über den Gala und den Negern steht und deren Gemüt auch zugleich heiterer und zufriedener ist als bei den Gala". Die Lega sind nach Schuwer keine praktischen Krieger. Sie sind sehr ungeübte Lanzenwerfer. Das von ihnen getragene, noch mit Schwanz und Tatzen versehene Leopardenfell verwickelt sie bei jedem Schritt im Dickicht, und um das rechte Handgelenk schlottern Talismane, meist Ketten von Schaf- und Ziegenfüßen mit den Hufen. Der Säbel ist nicht unbekannt, aber auch nicht geschätzt. Es leben hier wohl 2000 Denka, welche nach Zerstörung ihrer heimatlichen Dörfer durch die Djellaben oder Händler hierher geflüchtet sind und den Schutz des Muti Bula gegen persönliche Dienstleistungen genießen. Diese Denka und sehr arme Gala hüten die vielen Rinder der Lega, Zebus von roter, weiß-gescheckter Farbe, mit langen dünnen, in allen möglichen Formen gekrümmten Hörnern ausgerüstet. Die Pferde des Landes sind von unbedeutender Beschaffenheit. Sonst sind die Lega Ackerbauer. Der Feldarbeit unterziehen sich selbst Adlige samt den Oberhäuptern. Außer den Lega hausen in diesen Gegenden die mit jenen in Feindschaft lebenden Horrozeyn- und die Ganti-Gala, welche letztere des Handels wegen nach Bimbischi kommen. Alle diese nördlichen Gala sind anscheinend groß, hager und von sehr heller Hautfarbe (wie ungeschwärztes Leder oder trocknes Laub).

Beltrame, Mansfield Parkyns, Lejean und ich haben über die Zabala oder Abu Djerid geschrieben, hellfarbene, blondhaarige, am Ostufer des blauen Nil zwischen Roseres und den Gunus-Bergen hausende Nomaden, deren Herkunft und genaueres Wesen bis dato vollständig unbekannt geblieben sind. Wahre ethnische Wunder müssen nun Schuwer's Sienetjo (Senhadja?) sein, welche hinter Guba einen 3700 Fuß über Famaka gelegenen Berg bewohnen. Ihr Dorf enthält etwa 150 Togule mit niedrigen Eingängen. Ihre Haut ist weniger gebräunt als die der Europäer nach kurzem Aufenthalt in dem hiesigen Klima. Die Männer tragen kurz geschorenes Haar und einen kleinen Turban aus

weißem Zeug mit roten Streifen. Zum Schmuck dienen ihnen ein kupferner Ohrring und kleine enge Halsbänder von gefleckten (unter den Gala als Scheidemünze umgehenden) Glasperlen. Die Weiber tragen hübsch genähete, baumwollene Hemden mit kurzen Ärmeln (also ähnlich wie die Maria-, Baria- und viele abyssinische Frauen). Dies reicht kaum bis an die Knie. Auf dem Rücken tragen diese unter mittlerer Größe stehenden, mit regelmäßigen, aber harten Zügen versehenen Weiber einen riesigen Korb aus Weidengeflecht. Schuwer schildert ihr Haar als mehr schwärzlich denn wirklich schwarz (also wie denn?) und als einige Zoll unter die Schulter hinabreichend. „Es wird auf dem Kopfe sorgfältig geglättet und in zahllose dünne und flache Zöpfe geflochten, die nahe an ihren Enden durch zwei halbkreisförmige Haarstränge verbunden und ausgebreitet sind.“ Sie tragen viele Schnüre von verschiedenfarbenen Perlen und eingemischten kupfernen Kettengliedern, ferner Kupferringe für die Hemdränder, kupferne Arm- und Fußspangen.

Diese Sienetjo bauen Durra und Bohnen, halten auch einige Kühe, Ziegen, Schafe und sehr viele Hühner. Sie kaufen von den tiefer liegenden Dörfern die Baumwollenernte auf und verweben sie zu ½ Yards breiten, 12—15 Yards langen Tüchern, die besser als die in Sennaar verfertigten sind. Ferner schmieden sie in vortrefflicher Weise das aus den Gala-Ländern gebrachte Eisen, sowie Kupfer. Welche Bedeutung soll man diesen Leuten zuerteilen? Sie bleiben uns vorläufig noch ein ethnisches Rätsel, welches zu lösen späteren mit der vollen Kenntnis und mit dem Rüstzeug der Anthropologie ausgestatteten Reisenden vorbehalten ist.

Die Provinz Sennaar findet gegenwärtig ihre nördliche Grenze am Mogren el Bachur, d. h. an der Stelle des Zusammenflusses beider Nilarme. Das Land ist sehr heiß, ohne rechte nächtliche Abkühlung, es ist den Sommerregen ausgesetzt und zeigt sich zwar, wie schon bemerkt, höchst fruchtbar, aber auch sehr ungesund. Neben der Dysenterie, der Leber- und Nierenentzün-

dung, dem Gelenkrheumatismus, herrscht hier hauptsächlich Wechselfieber. Dies tritt in allen nur möglichen Formen auf und schwächt nach längerer Dauer den Körper ungemein. Anhaltendes Siechtum und Tod sind eine häufige Folge dieses Einheimische wie Fremde, besonders leicht aber letztere, befallenden Übels. Noch weit furchtbarer sind die den kräftigsten Körper aufreibenden remittierenden und die schnelltötenden perniciösen Fieber.

Die Provinz wird von Barabra, Bedja, Fundj, Berta und namentlich von jenem rasselosen Mischvolk bewohnt, das, noch dunkler und negerhafter als die nubischen Barabra, einen durch fortgesetzte Mischheiraten modifizierten Typus der Fundj darstellt, übrigens aber in den Einzelnheiten seiner Erscheinung ungemein variiert. Man findet hier intelligentere, scharf gezeichnete neben indifferenten, sehr platten Zügen. Fig. 19 läßt in den bis auf den Rahat nackten Mädchen die gewöhnlichere weibliche Form dieses Typus erkennen. Tracht und Sitten sind im allgemeinen diejenigen der Barabra. Die Leute erwerben als Krämer, Handwerker und Ackerbauer ihr Brot. Auch unter ihnen finden sich ganze Fukara-Gemeinden (S. 65).

Hauptort ist das nahe der Mündung des blauen Niles gelegene Chartum, die belebteste und wichtigste Stadt Ost-Sudans. Ihre Einwohnerzahl beträgt jetzt etwa 50 000. Sie ist Sitz des in einem großen, schmucken Gebäude residierenden Hokumdar von Beled Sudan. Dasselbe ist aus gebrannten Ziegeln aufgerichtet, enthält innen weite, halb orientalisch, halb europäisch eingerichtete Räume und einen großen, mit Dattelpalmen geschmückten Vorplatz. Die Stadt zählt neben der Haupt-Moschee noch einige andere solidere Häuser, z. B. das deutsche Konsulat und die österreichisch-apostolische Mission. Die Straßen sind eng, die Mehrzahl der Wohnhäuser bilden elende Lehmbaracken. Übrigens hat der Ort wohlversorgte Bazare, europäische Magazine, Märkte voll Lebensmitteln, Früchten u. s. w., eine Anzahl zum Teil durch Griechen gehaltener Materialwarenbuden (Bakal), Liqueur- oder Kaffeebutiquen u. s. w. Die Stadt bildet das Emporium eines

bedeutenden Handels und den Durchgangspunkt für verschiedene Karawanenstraßen. Der blaue Fluß strotzt daselbst von größeren und kleineren Barken. Selbst Dampfboote ankern jetzt hier. Chartum ist übrigens ein ganz besonders ungesunder Ort, in dem das Fieber alljährlich eine große Anzahl Opfer fordert. Die hiesige europäische Kolonie, bestehend in Missionären, Konsulatsbeamten, Ärzten, Apothekern und Kaufleuten, ist mehrmals fast gänzlich ausgestorben. Zur Jetztzeit soll in den öffentlichen hygieinischen Verhältnissen Chartums, Dank der Energie einzelner Gouverneure, vieles gebessert worden sein. Man hat manche der auf öffentlichen Plätzen befindlichen, wahre Schmutzpfuhle bildenden Gruben zuwerfen, Schutt- und Kehrichthaufen, faulende tierische und pflanzliche Abfälle beseitigen lassen u. s. w. Mehr ist noch von der Zukunft zu hoffen.

Weiter stromauf liegen die ähnlich, aber doch weit elender als Chartum gebaueten Städte Mesalamie, Woad (Wolled) Medine und Sennaar. Manchen derselben dienen Gärten voll Palmen, Bananen, Blumenrohr, Cactus, Tamarinden, Feigen, Tamarisken, Parkinsonien, Akazien u. s. w. zur nicht geringen Zier. Im übrigen sind es zwar belebte, aber staubige, dem europäischen Reisenden langweilig erscheinende Nester. Das Dorf Hedebat dient der nach den Bergen der Fundj führenden Kamelstraße als Ausgangspunkt. Die großen Dörfer Karkodj, Roseres und Famaka sind die Hauptniederlassungen am oberen rechten Ufer des blauen Nil. Einen manchmal sehr freundlichen Eindruck machen die kleineren längs des Flusses inmitten üppigen Baumwuchses gelegenen Dörfer der Eingebornen. Hütten und Bäume derselben sind zur Sommerzeit von den zahlreichen Nestern der Abdimstörche besetzt. Auf den zwischen den Togule befindlichen Gängen und Plätzen tummelt sich die liebe schwarze, nur spärlich bekleidete Jugend (Fig. 29).

Im Süden unfern Famaka, am Fuße des gleichnamigen Berges, liegt höchst romantisch das Dorf Fasoglo, ehemals Hauptort der von Djebelauin bewohnten Provinz, jetzt nur eine elende

verfallene Anhäufung von Togulen, ohne jedwede politische oder territoriale Bedeutung.

Nordöstlich von Sennaar erstreckt sich zwischen Nil, Bachr el asrok und Atbara das Dar el Schukurie. Es wird von dem mächtigen gleichnamigen Nomadenstamme bewohnt, dessen Groß-Schekh Achmed Abu Sinn, eine weit und breit gekannte, sehr geachtete Persönlichkeit, sogar eine Zeit lang Mamur, d. h. Distriktsverwalter von Chartum gewesen ist.

Ein größeres, meist nomadisches Volk sind auch die östlich vom blauen Nil hausenden Dabena oder Dabeina unter einem besonderen Groß-Schekh.

Östlich zwischen Atbara und den westlichen Vorbergen Nordabyssiniens erstreckt sich die wegen ihrer vielen Grassteppen auch zuweilen Beled el Gasch genannte Provinz Taka. Gasch ist das rohrähnliche Hochgras der Chala (S. 54). Taka wird vom Chor el Gasch oder dem Mareb-Flusse durchströmt. Die Pflanzenwelt entfaltet hier noch nicht jene tropische Fülle wie im südlichen Sennaar und in Fasoglo, indessen werden doch waldartige Bestände von Tamarisken, Dompalmen, Christdorn, Heglig u. s. w., sowie auch schöne Exemplare der Tamarinden, Feigenbäume, Adansonien u. s. w. wahrgenommen. Taka beteiligt sich am Export von Durra, Tamarinde, Elfenbein, Fellen, Tierhörnern und anderen Produkten des Sudan. Das Land ist ungemein wildreich. Hier wiegen die Antilopen, Büffel, Elefanten, Nashörner, Strauße und Trappen vor. Der wilde Esel mit dunklem Rückenkreuz und streifigen Beinen wird häufiger. Die Taka-Stämme, echte Bedja, sind die Hadendua, Halenga, Soba, Mitkinab, Sikulab u. s. w. Außer ihnen leben in der Provinz viele Barabra, namentlich aus Dongola, Djaalin, und Mischlinge der S. 99 geschilderten Art, ferner Ägypter, Kopten, einige Juden, Armenier, Türken und Europäer. Es wird hier viel Ackerbau getrieben. Bei rationellem Bau könnte Taka ganz Sudan mit Durra, Dochn, Mais und anderen Brotfrüchten versehen. Die Viehzucht gedeiht namentlich unter den Händen der Bedja. Mehrere Kamelstraßen

durchschneiden das Land. Hauptort ist das am Fuße des gleichnamigen 2500 Fuß hohen Granitberges gelegene Kassala, eine schmutzige, nach chartumer Art gebaute, durch eine Citadelle (Kasr, Gala) gedeckte Stadt von etwa 15 000 Einwohnern. Diese treiben Handel und Industrie. Interessant ist der hier blühende Vertrieb lebender Tiere, dem die zoologischen Gärten Europas zum nicht geringen Teil ihren Bedarf entnehmen. Dieser Handel ist seit dem Jahre 1857 durch die Grossierer Casanova, K. Hagenbeck, Reiche und andere in geordnete Bahnen geleitet. Hagenbeck in Hamburg und Reiche in Alfeld bei Hannover senden ihre Agenten nach Kassala, welche die Geschäfte möglichst glatt abwickeln. Unter den Nomaden des Innern geben sich die östlich von Tomat am Setit wohnenden Homran (Bd. I, S. 126) allein auf regelrechte Weise mit dem Tierfange ab, sie, welche die besten Schwertjäger liefern. Sie bringen entweder schon Tiere mit nach Kassala, oder sie nehmen Aufträge entgegen, die sie thunlichst bald auszuführen suchen. Zufällig fangen auch andere Nomaden solche Tiere und schleppen sie nach Kassala zum Verkauf. In früheren Jahren pflegten die Agenten die Beduinen in deren eigenen Jagdgebieten aufzusuchen, jetzt geschieht dies nur dann, sobald es sich um die Gewinnung und den Transport einer Seltenheit handelt. Meistens bleibt der Agent in Kassala, führt dort ein behagliches, ungebundenes Leben und läßt seine dunklen Geschäftsfreunde die Ablieferung der Tiere an ihn selbst besorgen.

Zwischen dem obern Rahad und dem oberen Atbara, um das kleine Gebirge Ras el Fil her, liegt die Negerrepublik Galabat. Dieselbe ist von schwarzen Pilgrimen, Tekarine (Takarir) — Singul. Tekruri — aus Dar Fur und Dar Saley (Waday) gegründet worden, welche bei ihrer Rückkehr von Mekka auf dem Durchzuge in diesem fruchtbaren Landstriche haften geblieben sind. Sie rekrutieren sich alljährlich aus frischen Zuzügen. Es sind große, stämmige Leute. Fanatische Mohammedaner, üben sie häufig und regelmäßig ihre religiöse Andacht, vernachlässigen dabei aber den Feldbau nicht, namentlich bauen

sie viele und gute Baumwolle. Ihre Frauen beschäftigen sich eifrig mit Spinnen und Weben. Dem Merisi- und Honigweintopfe wird von den Tekarine fleißig zugesprochen. Sie fechten mit Lanzen, Dolchen und Holztrumbasch (Fig. 31). Ihr Hauptort ist das große Toguldorf Metamme. Dieser sonderbare etwa 22000 Bewohner zählende Staat zahlt dem Negus von Abyssinien freiwillig, den Ägyptern aber gezwungenerweise Tribut. Außer Galabat existieren an der abyssinischen Westgrenze noch zwei ähnliche, aber kleinere Gemeinwesen, nämlich Gedani und Gadabhi, über welche leider nur äußerst spärliche Nachrichten vorliegen, die hier wiederzugeben kaum die Mühe lohnt.

Westlich und nordwestlich von Sennaar breitet sich die Provinz Kordusan oder Kordofan aus, welche einen ähnlichen Wechsel von Steppen- und Waldland darbietet, wie Sennaar. Bergige Landschaften, im Norden spärlicher gesäet, rücken im Süden näher aneinander. Die in Westkordusan, in der sogenannten Scherk el Akaba, befindlichen Erhöhungen, z. B. der Djebel Simrie, bestehen aus buntem Sandstein. Im Südosten unter 14° N. Br. erhebt sich der Granitberg Araschkol. Aus demselben Material setzen sich die etwa 2500 Fuß Meereshöhe erreichenden Berge des mittleren Kordusan und die südöstlichen Noba-Berge zusammen. Diese sollen etwa 3000 Fuß Meereshöhe erreichen und wild zerklüftet erscheinen. Südlich vom 18 bis 17° N. Br. wandelt sich der nördlicher steril erscheinende Wüstenboden in einen fruchtbareren lehmreichen Steppenboden um. Viele Regenstrombetten durchfurchen das offene Land. In den regenärmeren Gegenden gräbt man Brunnen. Im Süden hält sich das Regenwasser längere Zeit in Fulas oder Teichen, um welche her, wie im Sennaar, der Pflanzenwuchs üppiger sich gestaltet als in weiterer Entfernung. An solchen Stellen findet man jene Waldoasen, deren Tierreichtum so bedeutend erscheint. Die Pflanzenwelt bietet ähnliche Formen wie im Sennaar dar. Zwischen dem Südosten der Provinz und den Nobabergen erstreckt sich ein etwa zwei Tagemärsche breiter Gürtel von verworrenen

Gummiakazien. Hier bilden auch die Tabaldie (Adansonia) und die schöne Delebpalme (S. 77) ausgedehntere Bestände.

Kordufan treibt beträchtlichen Ackerbau, dem man an vielen Stellen durch künstliche Bewässerung zu Hilfe kommt. Die Sakie, das Schöpfrad (S. 28), verbreitet selbst hier ihren Segen. Auch die Viehzucht wird sehr gepflegt. Handel und Industrie gedeihen nur mäßig, indes ist der Transitverkehr nicht unbedeutend. In grobgeflochtenen Säcken verpacktes Gummi sowie große zu Wasserschläuchen dienende Häute bilden die begehrtesten Ausfuhrartikel.

Kordufan wird von reinen Barabra, von nomadisierenden Bedja, einigen aus Dar Fur stammenden Goudjara, von Noba und einem nigritischen Mischvolk bewohnt, an dessen Erzeugung verschiedene Bevölkerungselemente, wie Nubier, Fundj, Noba, Dar Furer, Bedja und viele aus allen möglichen Regionen des Südens stammende Sklaven beteiligt gewesen sind. Der Gesichtstypus dieser Leute ist variabel, bald stumpfer, platter, bald schärfer markiert, häufig nicht unangenehm. Ihre Staturen sind schlank und ebenmäßig, die Extremitäten aber durchschnittlich sehr schmächtig. Ihre physische Leistungsfähigkeit ist nicht beträchtlich. Sie sind leichtlebig, der Liebe und dem Trunk ergeben. In Tracht und Sitte weichen sie von den Bewohnern Sennaars nicht ab. Außerdem hausen hier ähnliche fremde Elemente, wie wir sie in Chartum kennen gelernt haben. Es giebt sogar christliche Missionäre.

Hauptort der Mudirie ist El Obed oder El Obeyad, unter 13° 10' 6,5", 1415¼ Fuß über dem Meere gelegen. Diese Stadt enthält nur wenige viereckige Lehmgebäude; meist besteht sie aus sorgfältig gehaltenen Togule. Der Bazar ist groß und gut versorgt. Dr. Pfund sah hier im Jahre 1875 7—8 griechische Bakals (S. 99). „Mastix, schauerlicher Cognac und Absinth sind in Menge vorhanden."

Andere Örter, Melbes, Bara, Abu Haras, Kursi und El Tayara, bilden ebenfalls Ansammlungen von Togule und von nur wenigen Lehmhäusern. Es wird hier wie im Sennaar trotz der

scheinbaren Gegenmaßnahmen der ägyptischen Regierung im Geheimen noch ein recht schwunghafter Sklavenhandel betrieben. Die Bagara-Beduinen, deren Hauptaufenthalt Kordufan und die Ufer des unteren weißen Nils sind, unternahmen früher viele Ghasuas (Razzias) zur Erbeutung von schwarzen Sklaven in die Vorberge der Noba, in die Gebiete der Schilluk, Denka, selbst nach Dar Fur hinein. Sie brachten gewöhnlich die älteren Leute um und trieben nur die jüngeren auf den Markt. Man kaufte in El Obed einen hübschen gesunden Knaben für 40—60, ein Mädchen für 80 Mark. Man transportierte die Ärmsten über Land, indem man die Scheba, eine plumpe Holzgabel, um ihren Hals zwängte, man ließ sie auf strammen Tagemärschen unterwegs noch Lasten tragen und halb verhungern. Alle Augenblicke wurde die Peitsche aus Nilpferdhaut zum Antreiben gebraucht. Sklaven, die nicht mehr fort konnten, wurden von ihren grausamen Geleitsmannschaften sans façon niedergeschossen oder kaltblütig mit einem langen, schwertartigen Messer abgegurgelt. Nur wenige milder gesinnte Händler wichen von dieser brutalen Praxis ab. Jetzt bringt man die Sklaven noch weiter aus dem Süden her, verfährt übrigens bei deren Transport kaum minder grausam als früher.

Die oben mehrfach erwähnten Noba bewohnen ein bewaldetes Bergland. Sie sind durchschnittlich groß und schlank, mit langen seitlich zusammengedrückten Köpfen, vorstehenden Kiefern, geraden, breitflügligen Nasen, dicken Lippen und kleinem gerundeten Kinn versehen. Das Haar nimmt einen wolligen Charakter an. Der Bartwuchs ist schwach. Die Hautfarbe ist bronzebraun, bisterbraun oder tiefschwarz mit graulichbraunem Anflug. Hände und Füße sind breit, die Kniee der wadenschwachen Beine sind etwas einwärts gebogen. Die Mädchen besitzen nur in der Jugend gefällige Formen und altern früh. Die Haut fühlt sich weich an und dünstet stark aus.

Die Männer gehen bis auf einen schmalen gegerbten oder baumwollenen Lendenschurz nackt. Oft verschmähen sie selbst

diese geringe Bedeckung. Auch die Weiber sind nur wenig oder gar nicht bedeckt. Beide Geschlechter putzen sich mit Ringen aus Eisen, Elfenbein, Kupfer und selbst Gold, mit Schnüren von Glasperlen, Stücken Straußeischale, mit Eisenspiralen und Tierzähnen. Sie machen Einschnitte in die Haut, reiben dieselbe mit Fett ein und färben sie gelegentlich mit Ocher oder mit Pfeifenthonerde rot oder weiß.

Ihre Dörfer liegen am Abhange der Berge, zum Teil zwischen Felsblöcken verdeckt. Jeder ihrer Togule hat eine steinerne Substruktion, jedes Dorf hat eine Zeriba. Als Geräte dienen Reibsteine, Kürbisschalen, grobe Töpfe, Matten und Tierhäute. Als Waffen werden Lanzen mit verschiedengeformten, durch den Milchsaft der Euphorbien vergifteten Spitzen, riesige elliptische Lederschilder, Keulen von Ebenholz und zackige Wurfeisen benutzt.

Die Noba sind großenteils Heiden. Über ihre Religion weiß man durchaus nichts Sicheres, indessen scheint es, als ob ihr Glaube an die Annahme immaterieller Wesen streife. Vielleicht vertreten letztere, wie bei so vielen nigritischen Völkern, nur die Geister ihrer Verstorbenen, denen sie große Furcht zollen.

Alle Noba treiben Ackerbau sowie die Zucht von Buckelrindern und von Zwergziegen. Auch betreiben sie Goldwäsche und Eisenschmelzerei. Jeder Stamm hat sein Oberhaupt, Scholl oder Schill genannt. Manche ihrer Abteilungen leben in persönlicher Unabhängigkeit neben einander und wählen nur zu Kriegszeiten einen Anführer.

Nur wenige schwarze Stämme haben ihre Freiheit von jeher mit solch zäher Tapferkeit verteidigt, wie diese Noba, die ihren Nacken nur ungern dem Sklavenjoch beugen. Schon unter Mohammed Ali haben die Ägypter zu wiederholten Malen die Noba-Berge berannt, manchmal daselbst vorübergehende Erfolge errungen, meist jedoch mit blutigen Köpfen sich zurückziehen müssen. Seit 1862 sollen endlich die Hauptbollwerke der Unabhängigkeit jener Schwarzen, die Berge Dair und Kadero, in die Hände ihrer Todfeinde gefallen sein.

Die Noba zerfallen in mehrere Stämme, wie Schaibuna Hadrana, Daira, Koldaga u. s. w., welche Dialekte einer voll-, klingenden, dem Berberinischen verwandten Sprache (S. 49) reden. Unter diesen Stämmen thun sich die Koldaga und Hadrana durch ihre physische Beschaffenheit hervor, sie sind heller, entschiedener braun gefärbt, als ihre Nachbarn, und zeigen öfter feiner gebildete, regelmäßigere Züge. Ich sah einige dieser Leute als ägyptische Soldaten der sennaarischen Bataillone, es waren schlanke Burschen mit in ihrer Art recht hübschen, intelligenten Gesichtern. Sie zeigten eine gute militärische Haltung.

Das bergige Land Takela oder Tekeli erstreckt sich im Süden von Kordufan. Es wird von Noba und von den diese beherrschenden Fundj bewohnt. Aus letzteren gehen die Sultane, die Beamten, Wohlhabenden und Kriegsleute hervor. Die Noba befinden sich ihnen gegenüber in einer Art Helotentum, in einem, demjenigen der Imrad unter den westlichen Tuarik ähnlichen Verhältnisse. Die hiesigen Fundj sind groß, hager, bisterbraun bis schwarz, haben plumpere Gesichtszüge als ihre Verwandten am Djebel Gule, namentlich breitere Nasen. Im Alter erhalten ihre Züge einen sonderbar grämlichen Ausdruck.

Die Bewohner Takelas hausen in Bergdörfern. Sie sind Mohammedaner. Vor vielen anderen Stämmen haben sie eine kriegerische Neigung voraus. Unter ihrem weisen und energischen Nationalhelden, dem vielbesungenen Sultan Nasr, haben sie mehrere Jahrzehente hindurch ihre Unabhängigkeit gegen die Ägypter glanzvoll verteidigt. Einige ägyptische Corps, die mit großem militärischen Apparat gegen Takela gezogen sind, haben durch das tapfere Bergvolk ihren totalen Untergang gefunden. Ein aus dem Land gebürtiger, befähigter Soldat hatte sich in Ägypten zur Ehrenstelle eines Liwa oder Brigadegenerals emporgeschwungen. Im Jahre 1856 übergab man diesem Manne, Namens Osman Bey, genannt el Aswad (der Schwarze), den Oberbefehl über eine neue Invasionstruppe, in welche eine große Anzahl aus Takela selbst herstammender Sklaven eingereiht waren. Kaum

hatte diese Truppe die Vorberge des feindlichen Landes erreicht, als auch ein beträchtlicher Teil derselben, namentlich die ehemaligen Landeskinder, zu dem an der Spitze seines Volkes kämpfenden Sultan Nasr überging. Osman Bey suchte sich mit dem Rest seiner Leute nach Kordufan durchzuschlagen, fiel aber durch die Kugel eines seiner mitten in der Schlacht Verrat übenden Unteroffiziere. Nur wenige Ägypter erreichten heil die Landesgrenze. Osman Bey's Kopf wurde von seiten Nasr's mit höhnender Botschaft dem nächsten ägyptischen Posten übergeben.

Endlich gelang es aber dem Chedive Ismail Pascha, eine in Taleka ausgebrochene Thronstreitigkeit benutzend, das Land unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Der alternde Nasr wurde zu Cairo mit Auszeichnung behandelt, starb aber noch vor Erreichung des ihm zum Aufenthalt angewiesenen Ortes, wie böse Zungen ausschwatzten — an einer Tasse Kaffee. Takela gehört jetzt zur Mudirie Kordufan. In den Jahren 1858—63 wanderten viele Landeseingeborene aus ihrer armen Heimat aus und verkauften sich den Ägyptern als Soldaten. Sie wurden in dieser Eigenschaft sehr geschätzt. Einer derselben, der schneidige und intelligente Adem, brachte es sogar zum Pascha und zum Befehlshaber aller gegen die Berta operierenden Truppen. Zur Zeit liefert Takela noch immer den besseren Teil der schwarzen Bataillone Sennaars.

Die Mudirie Dar Fur ist erst seit einigen Jahren ägyptisches Eigentum geworden. Die Vicekönige hatten bereits seit Mohammed Ali ihr Auge auf dies westlich von Kordufan gelegene, unabhängige Land gerichtet, dessen natürliche Reichtümer der cairiner Regierung in übertriebener Weise geschildert worden waren. Die furischen Sultane hatten seit dem Verluste Kordufans erkannt, was ihnen seitens ihrer östlichen Nachbarn widerfahren konnte, und daher ihr Land hermetisch gegen jeden Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Höchstens gestatteten sie alle paar Jahre einer großen Karawane, von Kobbe (in Dar

Fur) nach Siut in Oberägypten zu ziehen und hier hauptsächlich Tauschgeschäfte zu treiben. Das was die Furer an Erzeugnissen ihres Landes mitbrachten, nämlich Sklaven, Kupfer, Goldstaub, Straußfedern, Marabufedern, Elfenbein, Tamarinde u. s. w., reizte nur noch mehr die Habgier der Ägypter. Verschiedene gegen den furischen Sultan angezettelte Intriguen blieben ohne Erfolg, bis ein Zufall dem stets auf der Lauer liegenden Chediwe zu Hilfe kam. Im Jahre 1874 nämlich überschritten furische in der Verfolgung flüchtiger Sklaven begriffene Kriegsleute das ägyptische Gebiet des Bachr Gasal und griffen den Grenzposten Schekka an. Sie wurden von den Ägyptern zurückgeschlagen, erneuerten aber den Angriff. Nunmehr drang ein Heer des Chediwe in Dar Fur ein und vernichtete in blutiger Schlacht die furische Streitmacht. Bei dieser Affaire blieb Sultan Hussein auf dem Platze. Sein Land wurde unter Siber's Beihilfe (S. 71) ägyptische Provinz. Ismail Pascha ließ noch in demselben Jahre das neu unterworfene Land durch Expeditionen erforschen, an deren Spitze die ehemaligen amerikanischen Secessionistenoffiziere Colston, Purdy und Prouth, sowie der deutsche Botaniker Dr. Pfundt standen. Nachtigal kreuzte das Land auf seiner denkwürdigen Rückreise aus Central-Sudan.

Dar Fur oder Dar For ist von ähnlicher physischer Beschaffenheit wie Kordufan und Sennaar. Überhaupt bewahrt ein etwa die Breiten dieser Länder einhaltender Gürtel Afrikas vom Westabfall der abyssinischen Alpen bis gegen Senegambien hin eine ungefähr identische Natur. Einzelne wüste Striche und weite Grassteppen wechseln mit Urwald ab. Die Hauptpflanzenformen bleiben zwar dieselben, indessen treten mehr nach dem Centrum und nach Westen hin noch einige charakteristische Formen hinzu, so der Seidenbaumwollbaum (Eriodendron anfractuosum), die schön gefiederte Weinpalme (Raphia vinifera) 2c. 2c. Das im ganzen ebene Dar Fur wird in der Hauptrichtung von Norden nach Süden von dem granitischen Djebel Marra durchzogen. Der meist fruchtbare Boden wird fleißig mit den gewöhnlichen

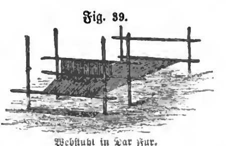
afrikanischen Brotfrüchten bebaut und, wo es not thut, auch künstlich bewässert. Leider ist man bei der herrschenden Wasserarmut auf Regenströme, Regenteiche und Brunnen angewiesen. Regenmangel ruft Dürre und Not hervor. Viehzucht wird hier ebenfalls betrieben. Einen gewissen Ruf haben die furischen zwar nicht großen, aber ausdauernden Pferde. Der Hauptteil der Bewohner ist eine stämmige nigritische, schwarzbraune Rasse mit breiten Zügen. Eine bevorzugte Stellung, eine ähnliche wie die Fundj in Takela, nehmen die Gondjara oder Kunjara ein, Nigritier mit feinerer, intelligenterer Gesichtsbildung wie der übrige Teil des Volkes. Tracht und Sitten sind ähnlich wie in Kordufan u. s. w. Die Religion ist der Islam. Wie in Wadai, Bornu, Bagirmi und anderen innersudanischen Ländern herrscht religiöser Fanatismus und die Heiligen des Islam stehen in hohem Ansehen.

Dar Fur zerfällt in mehrere Distrikte. Der Sultan residierte in einer großen, viele Gebäude umschließenden Zeriba mitten in der sonst auch Tendelti genannten Regierungshauptstadt, dem Fascher. Dieser stellt eine umfangreiche, aber zusammenhanglose Anhäufung kleinerer Togulgruppen inmitten einer sandigen, nur mit einzelnen Heglig-Büschen bedeckten, wasserarmen Ebene dar. Pfund sah hier zwischen den zerstreuten Togule und Resten zerstörter Mauern halb dürre Pflanzungen von Kürbis und Wassermelonen. Zu Melit in der Nähe eines der hierzulande seltenen Haine von Dattelpalmen befindet sich ein wohlassortierter Wochenmarkt, auf welchem neben vielen pflanzlichen Produkten auch die dürftigen Industrieerzeugnisse des Landes, nämlich Matten, Körbe, Holzkrüge, Holzmörser, ferner Vieh, Ochsenhäute, Straußfedern, Butter, Milch, lufttrockenes Fleisch, geröstetes Ochsenblut, Salz, Natron und rote Erde u. s. w. zu haben sind. Kobbe, nördlich vom Fascher, ist Haupthandelsplatz, erscheint ähnlich wie dieser gebaut und sehr belebt. Statt des Geldes gilt hier auf rohen Webstühlen (Fig. 39) gefertigtes Baumwollenzeug. Nach Wilson und Felkin betragen 40 Stück dieses auch hier Dammur genannten Stoffes

von je 1 Fuß Länge und 4 Zoll Breite = 1 weiße Baumwollen-Tob = 3 Dollar 6 Pence bis 4 D. 2 P. Ein schmales Stück blaues Zeug Faradie = $^1/_2$ D. Das schmalste Zeugstück heißt Rubie.

Die zwischen Kordufan und Dar Fur sich ausdehnenden Steppen (El Kadja) werden von nomadisierenden Stämmen, den Bagara, Hamar, Maalia, Sayedia u. s. w. durchzogen. Diese Leute veranstalten kurz vor und bald nach der Regenzeit je eine große Treibjagd und zwar auf einem zwei bis drei Tagereisen weit sich erstreckenden Terrain, welches hauptächlich mit dem besenreisartigen Merch (Leptadenia pyrotechnica) bestanden ist. Nach Kotschy's Tagebuch werden alle verfügbaren Kamele, Pferde und Ochsen bestiegen und mit Wasser beladen. Die ganze Menschenmasse beginnt nun das Wild zusammenzutreiben, welches nach dem Platze des Verderbens weichen muß. Es besteht dies Wild aus Gazellen, Säbel-, Kudu-, Gnu-, weißohrigen und anderen Antilopen und aus Büffeln. In einem Thale werden über zehn Stunden weit Schlingen gelegt und die Zwischenräume so mit Holz verkleidet, daß die Tiere nur durch einzelne leere Gassen entweichen können. Auf der einen Seite hinter dem Thale reiten Beduinen zu Pferd und töten die gefangenen Tiere, bevor diese Zeit bekommen, die Schlingen zu durchreißen. Am letzten Tage geht es am tollsten her. Dann wird oft die Hälfte der Schlingen von den größeren Tieren fortgeschleppt, manchmal entkommen diese sogar noch. Häufiger aber sprengen die Reiter hinter ihnen her, stoßen den Opfern ihre Speere in die Seiten oder zerhauen ihnen mit dem langen Schwerte (S. 85, Fig. 32) die Flechsen der Hinterbeine. An einem Tage sollen manchmal über 300 Stück abgethan werden. Die Nomaden bezahlen dann ihre Steuern mit

Fig. 39.



Webstuhl in Dar Fur.

großen Schläuchen aus Antilopenleder, deren ein Kamel nur zwei auf einmal zu tragen vermag und welche namentlich beim Truppentransport durch die Wüste Verwendung finden.

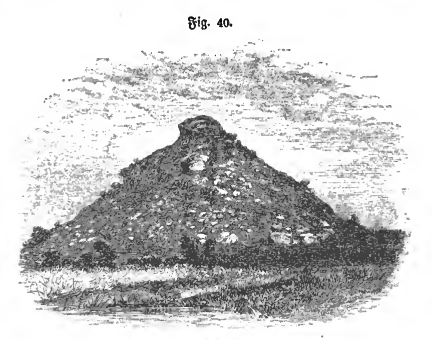
Südlich vom Fascher liegen an der Straße nach Kordufan Kerio oder Korio und der kleinere Ort Manawaschi, in dessen Nähe das Schicksal des Landes durch den Sieg der Ägypter besiegelt wurde. Südlich von diesen erstreckt sich die Landschaft Abadima mit dem Hauptort Abadjura. Östlich hiervon liegt die Ortschaft Dara. Im Süden von Abadima befinden sich im Gebiet des Bachr el Arab oder Kalaka (S. 2) die Landschaften Misselad und Kalaka. Etwas nördlich vom Chor Safila, einem Zufluß des Bachr el Arab, liegt in waldiger Gegend Feroge oder Faroga. An manchen dieser Orte befinden sich, wie z. B. an dem letztgenannten, zu Dara u. s. w., ägyptische Militärposten, oft freilich nur aus zerlumpten eingeborenen Basinger (S. 72) unter einem womöglich noch zerlumpteren Milasim (Lieutenant) zusammengesetzt. Das im Süden von Feroge gelegene, vom Biri durchflossene Dar Fertit, Schauplatz der Thaten eines Siber (S. 71), jetzt gleichfalls im ägyptischen Besitz, gehört zur Mudirie Bachr el Gasal und enthält die berühmten Kupferminen von Hofrat el Nahas. Dies Metall wird nach Schweinfurth aus einem an Kies und Quarzstücken reichen, mit erdigem Malachitüberzug versehenen Geröll gewonnen. Von einem rationellen Abbau ist gar keine Rede. Das Kupfer gelangt in geschmiedeten, kantigen Ringen oder in kurzen Barren in den Handel. Einer der letzteren, welchen ich in Händen gehabt, war ein Kilo schwer und zeigte eine blasige Oberfläche.

Folgt man von Chartum aus dem Laufe des weißen Nil in südlicher Richtung, so sieht man das Bett des träge dahinflutenden, zuweilen in viele Parallelkanäle geteilten Stromes in ein ebenes Alluvium eingegraben. Zu beiden Seiten desselben erheben sich steile Uferbänke, die Abfälle des meist ebenen Gebietes, durch welches der Riesenstrom sich seinen Weg bahnt. Dies Gebiet ist großenteils Steppenland, hier und da finden

sich aber auch wüste kiesige Strecken oder dicht verwachsene Urwälder. Nur selten gewährt ein einzeln sich erhebender Berg oder eine Gruppe von solchen dem Auge des Befahrers einen gewissen Ruhepunkt.

Diese Berge zeigen einen verschiedenartigen geognostischen Bau. Der etwa 400 Fuß hohe Defafan im Denka-Lande ist

Fig. 40.



Der Berg Redjiaf.

vulkanischer Natur. Der Njemati zeigt sich granitisch. Ebenso der 3000 Fuß hohe Njerkani, wogegen der Redjiaf (Fig. 40) und der gegenüberliegende Lokweck (beide im Bari-Land) aus Gneiß bestehen. Diese meist kegelförmig gestalteten Berge lassen an ihren nur mit spärlicher Vegetation bestandenen Abhängen lose Blöcke und ein chaotisches Geröll erkennen. Der Name Djebel el Redjiaf, d. h. Berg der Erdbeben, rührt davon her, daß in dessen Nähe öfters wirkliche Erderschütterungen verspürt worden sind. Am Grunde dieses Berges befindet sich der

Tafelstein, ein mächtiger, von oben her abgeplatteter, auf schmaler Basis ruhender Felsblock. Der östlicher gelegene granitische Belenian bildet eine kleine Bergkette. Ausgedehnter sind die südöstlichen Liria- und die südwestlichen Niri-Berge. Südlich vom Redjiaf und Lokwek erstrecken sich die inselreichen Katarakte Djendoki Garbo und Teremo Garbo, durch welche der Schiffahrt weiter stromauf ein Ziel gesetzt wird.

Die Steppen dieser weißen Nilufer sind hochgrasig. Nahe dem Wasser scheint (nach Baker) wildes Zuckerrohr (Sacharum spontaneum) vorzukommen. Einen häufigen dichten Uferbesatz bilden gemeines Schilfrohr (Phragmites isiacus) und der malerische Papyrus (Cyperus [Papyr.] antiquorum) mit seinen am Ende jedes Halmes befindlichen Blütenwedeln. Das sehr leichte Kork- oder Ambadjholz (Herminiera elaphroxylon), eine gelbblühende, fiederblättrige Papilionacee mit keulenförmigem dornigen Stamm, bildet ganze Uferwälder. Auf dem Wasser schwimmen ungeheuere Mengen blau- und weißblühender Seerosen (Nymphaea lotos), kohlkopfähnlicher Pistien (Pistia aethiopica), der sonderbare Pseudofarn Azolla nilotica, Wasserlinsen u. s. w. Prachtvoll blühende Winden und kürbisartige Rankenpflanzen durchflechten das Schilfrohr. Die karge Strömung und der Sturmwind reißen große Büschel solcher Ufer- und Wasserpflanzen samt ihren Wurzeln los und häufen sie an anderen Stellen zu inselartigen Massen auf. Diese können allmählich ausgedehnte Strecken der trägen Wasserläufe verstopfen und jene gefürchtete Set oder Pflanzenbarre erzeugen, deren Untergrund gelegentlich noch von festen dammähnlichen Zusammenballungen der Nilauster (Aetheria nilotica) gebildet werden kann. Dieser Set hemmt die Schiffahrt ungemein und bringt große Not über die dadurch zurückgehaltenen Flußfahrer. Durch jenen sind die schon von Kaiser Nero ausgesendeten Centurionen an der Weiterreise verhindert. In den Jahren 1870 und 1871 vermochte Baker diese Pflanzenbarre nur mit schwerster Mühe zu überwinden. Künstlich beseitigt, ergänzt sie sich von neuem. Sie verschwindet auch wohl

hier und entsteht an einer anderen Stelle wieder. Im Jahre 1880 wurde Gessi nebst seinem 500 Mann starken Truppencorps auf dem Rückmarsche aus Dar Fertit (S. 72) im No-See des Gazellenflusses von der Pflanzenbarre eingeschlossen. Gegen 400 Mann sollen damals dem Fieber und dem Hunger erlegen sein. Die Überlebenden sollen sich mit Gras und mit dem Fleisch der Gestorbenen durchgefristet haben. Gessi ging im April 1881 zu Suez an den Folgen dieses Elendes zu grunde.

Landeinwärts vom Flusse ist das häufigste Gras die Om Suf oder „Mutter der Wolle" (Vossia procera), deren stechend behaarte Blattscheiden nach Schweinfurth den Reisenden belästigen. Termitenhaufen ragen überall aus der Steppe hervor. An den Inseln der Schilluk, südlich von Woad Schelley, finden sich große Dickichte des Sant-Baumes (Acacia nilotica). Sie bilden ein malerisches Chaos von knorrigen Stämmen, dornigen Ästen und stark duftenden Blütenköpfchen. Zur Zeit des hohen Nilstandes wird ein Teil dieser Bäume umflutet. An anderen Stellen bilden die Flötenakazie (Acacia fistula), der Seyal (A. Seyal) und andere Arten (z. B. A. verugera) waldartige Bestände. Die Dornbasen der ersteren Art werden von Gallinsekten angestochen und zu einer kugelartigen Anschwellung gebracht. Schweinfurth glaubt, daß die flötenartigen Töne, welche man in den von solchen Bäumen gebildeten Dickungen vernimmt, in diesen von den Insekten verlassenen Gallen durch hindurchstreichenden Wind erzeugt werden. Südlich vom 10. ° N. Br. trifft man Wälder von Christdorn, Hegelig, aber auch von schönen Sykomoren, Tamarinden, Crataeven, Adansonien, Sterculien, Combreten, Elefantenbäumen mit gurkenartigen an langen seilartigen Stielen herabhängenden Früchten (Kigelia africana), von Arak- oder Butterbäumen (Butyrospermum Parkii), von Chinin spendenden Fieberbäumen (Crossopteryx) u. s. w. Baumeuphorbien, Dom- und Delebpalmen werden häufiger. Harnier und Marno bilden einen Deleb ab, welcher mitten aus dem Stamm einer Sykomore hervorwächst.

Dies vegetabilische Wunder findet sich in der Nähe eines der Schilluk-Dörfer. Adenium nereifolium mit spärlichen Oleanderblättern und einem kurzen, von weitem wie ein Termitenhaufen aussehenden Stamm bildet ein würdiges Seitenstück zur Testudinaria und Welwitschia, jenen bekannten barocken Erscheinungen der afrikanischen Flora.

Die Tierwelt der weißen Nilufer ist reich genug. Man trifft hier Elefantenherden, welche aus den Wäldern durch die Steppen zum Flusse hin- und herwechseln, Giraffen, große Antilopen wie Tiang (Oreas Canna), Tiang ruel (Damalis senegalensis), Abok (Adenota megaloceros), Kala (A. leucotis), Hartebeest (Alcelaphus caama) u. s. w., Büffel und dgl. Der zimmetfarbene weißköpfige Schreiadler (Haliaëtos vocifer), der Haubenadler (Spizaetos occipitalis) nnd Gaukeladler (S. 57) beleben die Uferdickichte. Zwischen Papyrus und Ambadj nisten der merkwürdige Abu Merkub oder Schuhschnabel (Balaeniceps rex), der Marabustorch nnd der Schlangenhalsvogel (Plotus Levaillantii), Reiher u. s. w. Über die Blätter der Seerosen huscht ein langzehiges Wasserhühnchen (Parra africana). Flußpferde, Krokodile, Riesenschildkröten (Trionyx) und große gelbgedüpfelte Warneidechsen (Varanus niloticus) tummeln sich in der kalkwasser- oder lehmartig gefärbten Flut. Bienenschwärme, bös stechende Wespen (Vespa orientalis) und sowohl Gnitzen- wie auch Moskitoschwärme peinigen die Befahrer des Stromes. Wolken von Uferaas (Ephemerae spec.) häufen sich manchmal abends an den Strombänken an. Larven der Köcherfliegen (Phryganea) und große Wasserskorpione (Belostoma) kriechen und rudern in den stagnierenden Stellen umher.

Eine Reihe interessanter **nigritischer Völkerschaften** bewohnt südlich vom 12—13.° N. Br. die Ufer des weißen Nil. Zumeist gegen Norden hausen die **Schilluk**. Sie sind den Fundj verwandt, deren intime Verbündete sie während der Eroberung Sennaars im sechzehnten Jahrhundert gewesen sind. Ihre Urheimat ist der Sobat, längs dessen Ufern noch Schilluk unter

der ehemaligen Nationalbezeichnung Bondjak hausen. Sie haben lange, mit starken und gebogenen Nasenbeinen versehene Schädel,

Fig. 41.

Fig. 42.



Schillukkrieger.

Schillukmädchen.

hervorragende Kiefer und gerade, seltener leicht gebogene, breit: Nasen. Ihr Mund ist groß, die Lippen sind nicht sehr wulstig

Ihr Körperbau ist lang und schlank. Die langen wadenschwachen Beine zeigen nicht selten leicht einwärts gebogene Kniee. Jüngere Männer und Mädchen haben manchmal pralle Staturen, denen eine nervige Elasticität nicht abgeht (Fig. 41 und 42). Ihre Farbe ist schwarz oder dunkel bisterbraun.

Die Schilluk sind ein sehr zahlreiches, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk. Als ihre Heimat im Jahre 1871 ägyptische Provinz wurde, zählte man am linken Stromufer 3000 von ihnen bewohnte Dörfer. „Dies läßt — sagt Schweinfurth — bei der Beschaffenheit der Dörfer für diesen Teil der Schilluk allein eine Seelenzahl von über einer Million berechnen. Das am weißen Nil gelegene Schillukland hat aber höchstens eine Ausdehnung von 2000 (geographischen) Quadratmeilen, und da die Menschenmenge auf demselben sich mit derjenigen in den bevölkertsten Ländern Europas vergleichen läßt, man also 600 bis 625 auf die Quadratmeile anzunehmen berechtigt ist, so erzielt man ein gleiches Resultat, wie von jener auf die Anzahl von 3000 Dörfern basierten Schätzung, das Dorf von 45—200 Hütten, die Hütte auf 4 Köpfe berechnet, zusammen 1 200 000 an der Zahl. Kein bekannter Teil Afrikas, kaum das schmale ägyptische Nilthal, erreicht eine derartige Dichtigkeit der Bevölkerung."

Die Schilluk-Männer gehen fast gänzlich nackt. Höchstens lassen sie einen mit Kauris und Eisenkettchen verzierten Schurz von Serval-, Leoparden-, Kuh- oder Ziegenhaut über das Gesäß herabhängen. Sie legen einen Borstenkranz um ihr krauses Haar und sehen hiermit, sowie mit den großen ovalen Schilden (Fig. 41) jenen Orloikob ähnlich, welche wir im ersten Band als den Schrecken Ostafrikas kennen gelernt haben. Öfters kleistern sie diese Borsten oder ihre eigenen Haare mit Gummi und roter Boluserde zu steifen Wülsten zusammen. Zum Haarputz dienen überdies stattlich wehende Federn. Die jungen Mädchen gehen entweder gänzlich nackt, oder sie schlagen, wie auch die meisten verheirateten Frauen, einen weiten Schurz von Kalb- oder Ziegenfellen um den Körper

(Fig. 42). Schnüre von Glasperlen, Schalenstücken der Flußmuscheln, große Ringe von Elfenbein, Eisen oder Kupfer, getrocknete an Schnüren befestigte Schildkröten u. dgl. sind als Zieraten beider Geschlechter begehrt. Als Waffen werden Lanzen mit langen Spitzen, Knopfkeulen und Schilde gebraucht. Die Männer färben den Körper mit Asche grauweiß oder mit Boluserde rot. Mit Recht bemerkt Schweinfurth, daß der an den Anblick dieser Leute nicht gewöhnte Neuling sich der Täuschung hingeben könne, in diesen aschgrauen Gestalten eher verschimmelte Kadaver als lebende Menschen zu erkennen.

Die Togule dieser Schwarzen sind mit hohem, aus Lehmerde verfertigtem Unterbau und mit rundlichem Dach versehen. Statt eines Dornzaunes sind dieselben mit Strohmatten eingehegt. Die Schilluk halten Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde und Hühner. Die Schafe ähneln der Guinea-Rasse, haben gewölbte Nasenrücken und eine starke, mähnenartige Behaarung am Vorderkörper. Die Hunde sind mittelgroße Windhunde, braungelb bis rötlichgelb von Farbe. Es sind Schnellläufer, welche sich vorzüglich zur Antilopenjagd gebrauchen lassen. Angebaut werden Durra, Dochn, Bohnen, Kürbis, Sesam, Tabak, Zwiebeln u. s. w. Man sammelt säuerlichsüßen Nebek oder Christdornfrüchte, Alob oder die insipiden Steinfrüchte des Heglig, die wohlschmeckenden Früchte der Götterpflaume (Diospyrus mespiliformis) und andere Waldesprodukte. Man fischt in leichten 1—2 Mann fassenden Nachen, Toror, nachts bei Feuerschein mittelst der Harpunen. Auch werden größere, schmalere Kanoes, Sirtuk, aus Akazienholz, sowie leichte Flöße aus Ambadjholz benutzt.

Die Schilluk leben in Polygamie. Sie erkaufen, gleich den Kaffern, ihre Weiber gegen ein Entgelt von Rindern und von Körnerfrüchten. Ihre religiösen Vorstellungen liegen nicht recht klar. Sie verehren einen Stammvater, Nyekom, den sie bei Regenmangel anrufen und der unter geheiligten Bäumen in der Gestalt von Ichneumonen, Ratten oder anderen kleinen Tieren

erscheinen soll. Auch glauben sie an die Anwesenheit von Geistern der Verstorbenen.

Die Schilluk waren bis in unsere Zeit völlig unabhängig. Sie sind, wie Pruyssenaere bemerkt, der einzige Stamm des weißen Niles, der einen bestimmt umgrenzten, regelmäßigen Staat gegründet hat, unter einem erblichen König, mit festen Regierungsformen, genau befolgten Gesetzen und geregelten Steuern. Ihr Bondu, König, herrschte despotisch zu Denab oder Faschoda, ernannte die Dorfvorsteher, monopolisierte zwei Drittel des Elfenbeins und verfügte über Leben und Tod seiner Unterthanen. Diese mußten drückende Naturalleistungen (an Durra, Krokodilmoschus, Giraffenschwänzen u. s. w.) ausführen. Wurde jemand eines Verbrechens wegen hingerichtet, so fielen seine Angehörigen, sein Hab und Gut dem Könige zu. Im Jahre 1861 drangen die Bagara Selimi unter dem verwegenen Fakih Mohammed Cher ins Schilluk-Land ein und plünderten dasselbe gründlich aus. Der Bondu gab seine Tochter dem Fakih zur Frau und dieser schaltete völlig in der Eigenschaft eines ägyptischen Beamten. Im Jahre 1871 wurde, wie schon bemerkt, die vollständige Einverleibung dieses Gebietes in die Besitzungen des Chediwe vollzogen.

Südlich von den Schilluk und teilweise mit ihnen unter gleicher Breite wohnt die ebenfalls zahlreiche Nation der Denka oder Dinka an beiden Ufern zwischen 12. und 6.° N. Br. Diese sind große, schlanke Menschen, mit häufig rhomboidisch gebauetem, an den Seiten steil abfallendem Brustkasten, langem dünnen Halse, eckigen Schultern, hageren Armen und ebenfalls hageren, langen Beinen. Der Kopf ist lang, die Stirn unten gewölbt, oben flach-zurückweichend, der Schläfendurchmesser ist gering, die Kiefergegend stark vorragend. Die Nase ist gerade oder schwach gebogen, an den Spitze stumpf und an den Flügeln breit. Der Mund ist breit, die Lippen sind zwar fleischig, aber nicht dickwulstig. Das Kinn ist klein und gerundet. Die großen, nach vorn gestellten Zähne werden wie bei den Schilluk gewohnheitsgemäß gefletscht.

Das Haar ist in viele kleine krauswollige Strähne geteilt und wird meist kurz abrasiert, selten lang ausgekämmt. Die Farbe ist schwarz mit Stich in bläulich-grau, seltener bisterbraun. Die meisten jungen Mädchen sind schlank und zierlich gebaut (Fig. 43). Die Weiber altern früh und werden sehr häßlich.



Denka-Mädchen. (Sklavin in Chartum.)

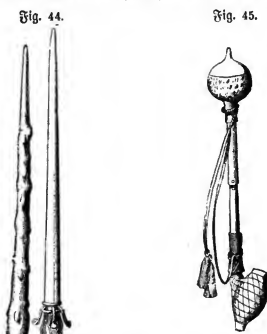
Die Männer gehen nackt, da sie jede Bekleidung als etwas Weibisches verachten. Dasselbe geschieht mit ganz jungen Mädchen. Verheiratete Weiber binden vorn und hinten je ein Stück mit allerlei Tand verzierten Leders um die Hüften, hängen auch wohl ein drittes Leder vorn vor die Brust. Zum Zierat dienen dicke, schwere Ringe von Elfenbein, Eisen und Kupfer, mit Perlen bestickte Lederstreifen, ferner an Lederriemen aufgereihete Tierzähne, Tierknochen, Pflanzensamen und Glasperlen, Kuh- oder Ziegenschwänze. Unter letzteren genossen die großen, aus Milchglas verfertigten Berret oder Taubeneier besondere Vorliebe. Wenn (wie häufig) ein mit Keulen, Lanzen u. s. w. bewaffneter Denka nachdenklich auf einem Beine steht, das andere Bein aber einschlägt und gegen das ausgestreckte stützt, so gewährt dies einen ungemein sonderbaren, storchähnlichen Eindruck.

Als Waffen werden Lanzen mit blatt- und mit pfriemenförmigen Spitzen, Holzstäbe und lange Holzkeulen (Fig. 44) benutzt.

Schweinfurth fand unter gewissen Denkastämmen schildähnliche, zum Parieren der Keulenschläge dienende Fausthölzer.

Die Denka wohnen in sorgfältig angelegten, mit staffelförmig zugeschnittenen Grasschichten gedeckten, oben spitz zulaufenden, unten aus Lehm und zerkleinertem Stroh gemauerten Togule. Vor der Thür befindet sich ein Vorbau. Dieser erinnert an die Rekuba der Sennaarier (Fig. 33), ist aber nicht wie jener luftig aus Stäben oder Matten errichtet, sondern wie bei den Waganda

Fig. 44. Fig. 45.



Holzkeulen der Denka; diejenige rechts mit Lederquasten verziert.

Tabakspfeife der Denka.

sorgfältig gemauert und bedacht. Der Fußboden des Togul besteht aus festgestampfter Erde. „Man findet“, sagt Pruyssenaere, „in den Behausungen dieser Neger eine Reinlichkeit, an die man bei den Mohammedanern des Landes nicht gewöhnt ist.“ Man sieht da Binsenmatten, ferner, wie bei den Schilluk, bombenförmige Thonkrüge (Fig. 42), Kürbisschalen, Holzmörser zum Korn-

stampfen u. s. w. Man nährt sich von Milch, Butter, Durra- und Dochnbrei in verschiedener Weise der Zubereitung, von einer Art Sago, welcher aus den Keimen der Delebpalmen bereitet wird, von den Knollen der Seerosen, von mancherlei Waldfrüchten, seltener von Wildbret oder dem Fleisch geschlachteter Tiere. Zur Lagerstätte dienen Gras und darüber gebreitete Felle oder rot gegerbte Häute. Einen großen Genuß finden diese Leute daran, aus ihren riesigen Tabakspfeifen zu rauchen, deren Rohre dicke Schilfstengel und deren Mundstücke faustgroße, halb in nasses Leder geschlagene Kürbisse darstellen. Grobe Verzierungen von Bindfaden und Lederscheiben fehlen daran nicht (Fig. 45). Mangelt es an Tabak, so begnügt man sich mit Holzkohlen, deren Dunst die gewünschte Betäubung herbeiführt.

Man schläft des Nachts am liebsten in der Asche, weshalb denn die Togulbewohner am Morgen wie gepudert aussehen. Als Feuerungsmaterial wird mit Vorliebe getrockneter Kuhdünger gewählt.

Die Rinderherden werden in große Dornverhaue eingepfergt. Ein derartiger Viehkraal heißt im Sudan Murach und liegt auf gutem Weidelande manchmal meilenweit vom eigentlichen Dorfe entfernt. Hier wird jedes der nicht großen, schlankhörnigen, meist grauweißen oder hellisabellfarbenen Tiere an einen Pflock festgemacht. Man melkt morgens oder abends, erzielt aber jedesmal nur wenig Milch. Die Milchgefäße werden mit Rinderharn ausgewaschen, welcher übrigens auch zum Reinigen der Eßgeschirre, zum Ausspülen des Mundes und zum Waschen des Körpers dient! Man kommt mit diesem widrigen Produkt zugleich dem Mangel an Kochsalz, dieser für das Gedeihen so nötigen Substanz, zu Hilfe. Die Hirten des Murach legen sich nachts in die warme Asche oder auch auf mit Erde belegte und mit Asche dick bestreuete frei stehende Holzgerüste, unter denen starkes Feuer unterhalten wird. Man sucht sich damit gegen die Kühle und gegen die hierzulande höchst lästigen Mücken zu schützen. Jeder Murach enthält rohgebauete Togule oder temporäre, aus

zusammengestellten Schilfstengeln oder Strohgarben hergerichtete Asyle.

Die Denka hängen ebenso wie die Kaffern mit großer Liebe an ihren Rindern, die ihnen häufig mehr als Weiber und Kinder oder als ihre sonstige Habe gelten. Auf die Lieblingskuh, Chuong, werden Loblieder gesungen. Fällt ein Leibtier, so bindet der Besitzer zum Zeichen der ernstlich geübten Trauer einen Strick um seine eigene Taille. Mit großen besonders gut gebaueten und schön grau gefärbten Stieren, Makwi, wird in manchen Gemeinden eine Art religiöser Kultus getrieben. Man stutzt ihnen den Schwanz und hindert sie durch eine um die Vorhaut gelegte Schlinge am Bedecken oder man kastriert dieselben. Beim Tode eines solchen Stieres verfällt die ganze Gemeinde in tiefe Trauer. Geschlachtet dürfen nur Ochsen, Badj, werden. Aber auch dies geschieht selten genug, wogegen man den Ziegen keine Schonung angedeihen läßt. Gefallene Rinder werden von den Nachbarn des Besitzers verspeist.

Zebus gelten denn auch als Kaufpreis für die Frauen der durchschnittlich einer gemäßigten Polygamie huldigenden Denka. Scheidung ist gestattet, indessen ist der Mann verpflichtet, die geschiedene Frau zeitlebens zu verpflegen. Selten haben die Bräute ein geringeres Alter als vierzehn Jahre. Unsittlichkeit soll unter Unverheirateten weniger häufig sein, als unter dem sennaarischen Mischvolk und unter gewissen, in dieser Hinsicht wenig skrupulösen Bedja-Stämmen. Von Erziehung ist bei den Denka kaum die Rede, doch fehlt es nicht an ausgesprochener Eltern- und Kinderliebe.

Dies Volk ist im allgemeinen von ernstem Temperament. Sie veranstalten bei Hochzeiten, zur Zeit der Durra-Reife und nach gemachter Kriegsbeute plumpe, in Sprüngen, Körperverrenkungen und Rundgängen bestehende Tänze. Dazu schlagen sie auf die Handpauke und klimpern auf der Tome, einer mit drei Darmsaiten bespannten Schildkrötenschale. Sehr gern hocken sie

gruppenweise auf den Aschenhaufen des Murach und ergehen sich in stundenlangem Geplauder.

Ihre religiösen Ansichten sind nur wenig entwickelt. Sie haben eine unklare Anschauung von Dengdet, dem Schöpfer der Dinge, dem guten Prinzip. Ferner glauben viele ihrer Gemeinden, gleich den Kaffern und anderen afrikanischen Völkern, an das Fortleben der Geister ihrer Verstorbenen, Djok. Manche Denkagemeinden freilich sagen, tot sei tot, und sollen unter bösen Geistern selbständige, unmaterielle Wesen verstehen. Regen ist wie bei den Gala u. s. w. das Hauptziel ihres Sehnens, denn Regen bedeutet in diesen heißen Ländern soviel wie Leben. Man hat hier Zauberdoktoren, Ti-it, welche die bösen Geister vertreiben und „Regen machen". Die Ti-it verstehen sich ähnlich den Maganga der südwestlichen Stämme auf Bauchrednerei und auf allerhand alberne Ceremonien. Trifft die Vorhersage des Ti-it ein, so erwirbt er hohes Ansehen und kann lange im Genusse seines Erfolges verbleiben. Fühlt sich aber die Menge getäuscht, so kühlt sie nicht selten an dem Ti-it ihr Mütchen. Schon mancher dieser angeblich Bevorzugten ist unter den Keulenschlägen seiner ergrimmten Mitmenschen gefallen und, den Krokodilen zur Beute, ins Wasser gestürzt worden. Auch Weiber betreiben zuweilen das Geschäft eines Ti-it. Ein bei den Denka, auch vielen Berta, allgemein verbreiteter, hinsichtlich seiner Symbolik noch nicht recht aufgeklärter Gebrauch besteht im Ausschlagen der vier unteren Schneidezähne. Die leeren Zahnfächer schwinden dann am Unterkiefer und bildet sich eine manchmal recht charakteristische Hervorwulstung der von den vollen Schneidezähnen der Oberkiefer gestützten Oberlippe aus.

Sie leben ohne gemeinsames Oberhaupt in den größeren und kleineren, aus zerstreueten Gehöften gebildeten Dorfgemeinden, deren Häuptlinge eine nur geringe persönliche Macht besitzen.

Man hat die Denka als sehr barbarische, stupide und unlenksame Wilde verschrieen. Der erste Eindruck, den diese hochgeschossenen nackten, anscheinend gänzlich indifferenten Schwarzen

auf mich machten, war ein sehr unangenehmer, jenem harten Ausspruch günstiger. Allein es stellt sich doch heraus, daß es ihnen nicht an natürlicher Intelligenz, an Ordnungssinn und, wie Schweinfurth hervorhebt, auch an den edleren, weicheren Regungen des Menschengemütes, z. B. an Barmherzigkeit, fehlt. Als die Ägypter zuerst in ihr Land kamen, traten ihnen die Denka offen, vertrauungsvoll, gastfrei und mitteilsam entgegen. Allein man hat es ihnen schlecht vergolten. Die häufigen, wilden Übergriffe des chartumer Raubgesindels haben die Schwarzen verdorben, sie mißtrauisch und hinterlistig gemacht. Im Kriege sind die Denka tapfer, aber auch grausam. Sie geben unter guter Führung und geschickter Behandlung treue, schneidige Soldaten ab. Als Sklaven dagegen sind sie tückisch, hämisch und unlenksam, als freie Diener häufig faul, störrisch und ungeschickt.

Ich habe hier als Prototyp meiner Betrachtung jene Denka gewählt, welche in Menge nach dem Gule-Berge kommen und zum Stamme der Adjalak gehören. Diese wohnen zwischen der Furt des Abu Sed und dem Chor Sumgera. Südlich davon wohnen die Ager und Abujo zwischen dem Berg Defafan und dem Chor Djaal. Die Dongiol wohnen zwischen dem Djaal und dem Sobat.

Zu den Denka im weiteren Sinne gehören noch folgende Nationen: Die Djenge zwischen dem Solengo- und Gazellenfluß. Die Awan im Südosten des Djur. Die Angatsch und Fuwer am Westufer des Bachr el Djebel. Die wohlhabenden, viel Ackerbau treibenden Aral oder Roll im Westen des weißen Nil. Östlich von den Roll die Rek. Östlich von den Kitsch die Tantsch und Luankot. Unter 7 ° N. Br. wohnen die Lao. Westlich von den Rek die Djeruit und Affot, südlich von den Rek die Anjan. Die Eliab hausen nahe dem linken Flußufer. Westlich von diesen die Atwot oder Atot. Östlich vom rechten Nilufer (7 —8 ° N. Br.) die Tuitsch, südlich von diesen die Bor. Die Kitsch oder Kidj nehmen beide Stromufer zwischen 8 und 6 ° N. Br. ein. Sie sind zahlreich, treiben etwas Ackerbau, Viehzucht und Fisch-

fang. Sie sind aber zu träge, um ihrem an sich so fruchtbaren Boden mehr zu entnehmen, als sie zur notwendigsten Stillung des Hungers bedürfen. Daher reißt öfters Mangel unter ihnen ein. Klapperdürr und vor Hunger gebeugt, lungern sie dann bettelnd und stehlend umher. Als unter ihnen die katholische Mission Heiligenkreuz existierte, wurde diese immerwährend von den Jammergestalten heruntergekommener Schwarzer umlagert, welche ihre Kürbisschalen mit erbetteltem Getreide füllten. Brun-Rollet bemerkt, daß viele schwache oder armen Eltern zugehörende Kinder und Waisen vor Hunger und Elend zu grunde gehen. Sonderbarerweise können auch die Kitsch sich nicht entschließen, in Zeiten der Hungersnot Hand an ihre Zebus zu legen. Die Fischer-Kitsch sind die ärmsten dieser Nation. Sie fahren mit ihren aus gehöhlten Bäumen verfertigten Kähnen in den Strom hinaus, um Fische, gelegentlich auch einmal Nilpferde und Krokodile, zu harpunieren. Ihre Harpune wird an ein langes Holz gesteckt und an dieses wird eine Leine gebunden. Das Spießen eines Fisches ist bei ihnen nach Baker's Darstellung ein reiner Zufall, da sie die Harpune aufs Geratewohl in das Schilf werfen; auf diese Art mögen sie bei gutem Glück auf drei bis vierhundert Würfe einen Fisch treffen. Von Zeit zu Zeit spießen sie auch mal ein Ungeheuer, einen Wels od. dgl., der ein Gewicht von 200 Pfund erreichen kann.

Die hier erwähnten Denka-Stämme gehen, wie die ausführlicher beschriebenen nördlichen Tribus, mit Ausnahme der verheirateten Weiber nackt. Manche Männer und Mädchen werfen eine mit den Haaren oder ohne dieselben gegerbte Haut über die Schulter. Die Mädchen tragen sonst nur noch einen aus weißen Nilausterschalen, aus Glasperlen oder Kauris gefertigten Gürtel ohne eigentliche Schambedeckung. Die Kitsch lassen auf dem Scheitel ein Bündel Haare stehen und stecken Federn hinein. Eisenringe bedecken oft das halbe Bein und den halben Arm. Diese verursachen bei jeder Bewegung ein dem Ohre des Schwarzen wohlthuendes Geklingel. Bei den Eliab und Bor putzen sich die

Mädchen zum Tanz absonderlich heraus. Sie umgürten nach Harnier die Hüften mit langhaarigen Ziegenfellen, schlingen um Brust und Rücken mehrere Eisenketten, tragen zahlreiche Eisenringe an Armen und Beinen, winden auch mehrere Perlschnüre um Hals und Leib. Das in dünnen Strängen fein gelockte, oft rot gefärbte Haupthaar wird mit Perlschnüren auf dem Kopfe zusammengebunden und mit kleinen Federn geziert; fein geflochtene Schnüre mit zierlichen Haarquasten und anderem kleinen Gehängsel werden nach Belieben an Hals und Armen angebracht. Die Waffen der südlicheren Denka bleiben die oben (S. 121) beschriebenen. Die Eliab bedienen sich aber noch großer, fast den ganzen Mann deckender Lederschilde von oben breiter und abgerundeter, unten zugespitzter Form.

An beiden Ufern des Giraffenflusses, sowie am Westufer des weißen Nil wohnen die von den Denka verschiedenen Nuehr oder Nuwer (das w undeutlich). Sie sind groß und schlank. Ihre Hautfarbe ist mehr in braun übergehend wie bei den Denka. Die Züge erscheinen meistenteils platt und roh. Die Männer erweichen und beizen ihre krausen Haare mit einer aufgeschmierten Masse von Kuhdünger-Asche und Wasser rot, greifen auch zu der ein gleiches Kolorit erzeugenden Hena. Ferner schmücken sie den Kopf mit Hauben, an denen weiße Glasperlen und Kauris dichte Gewinde bilden, sowie mit Tierfellen. Um die Hüften werden Leder- oder bunte Zeugstreifen getragen. Auch lieben sie es, das Fell eines Serval, Geparden, Leoparden, oder eines Guriesa-Affen vor die Brust zu hängen. Die Mädchen tragen einen Gürtel, von dem lange Grashalme und Blätter herabhängen. Weiber bedecken sich Scham und Gesäß mit Fellen, an denen Glasperlen, Kauris, Muschelschalen, Eisenkettchen u. s. w. befestigt sind. Der bis auf ein kleines Haarfeld glatt geschorene Kopf wird mit Perlen geputzt. In der durchbohrten Oberlippe steckt ein mit blauen Glasperlen besetzter Schilfstengel, der vorn wie ein Horn hervorragt. Riesige, aber leichte Ohrringe werden aus dem gleichen Material verfertigt. Auch sie pudern sich gern

mit Asche. Sie wohnen in gut gehaltenen, auf erhöheten Uferstellen befindlichen, den Stromüberschwemmungen unzugänglichen Togule. Hier kampieren auch sie gern in den Aschenhaufen. Sie bauen die gewöhnlichen Feldfrüchte des Sudan, laugen ein erdiges Kochsalz aus dem Boden, treiben Viehzucht, Fischfang und Jagd. Der Elefant wird mit langspitzigen Stoßlanzen erlegt, welche man ihm in die unter dem Schwanze zwischen den Oberschenkeln befindliche weiche Stelle hineinbohrt. Zu dieser Art Jagd gehören Mut und Ausdauer. Jedes Dorf hat seinen Anführer, Bengdit. Wie bei den Denkastämmen hat jede Gemeinde ihre an einen Baum gehängte, riesige Pauke, deren Fell bei bevorstehender Kriegsnot so energisch mit dem Klöpfel bearbeitet wird, daß das „Auf, auf zum Kampf“ weit dahindröhnt. Die Waffen der Nuehr sind Lanzen und Keulen von schwerem Holz, ferner kupferne Handringe mit daran hervorstarrenden Spitzen. Mit diesen pflegen sie, wie die Gala mit ihren Schlagringen, selbst Privatfehden auszufechten.

Südlich vom 6.° N. Br. am weißen Nil hausen die Schir oder Tschir. Sie sind in Körperbau, Sitten und Sprache nahe mit den sich bis zum 3. oder 4.° N. Br. erstreckenden Bari, jedenfalls einem der interessantesten Stämme dieses Erdstriches, verwandt.

Die erwähnten Bari könnten das Modell zu wahrhaft „prächtigen Wilden“ abgeben. Ich habe ihrer eine gehörige Anzahl als Sklaven und Soldaten gesehen und im ganzen einen günstigen Eindruck von ihrer äußeren Erscheinung bekommen. „Wer schöne riesige, aber wilde Krieger sehen will, kann bei einem Tanze der Bari seine Neugierde befriedigen.“ So sagt ihr wahrheitsliebender Kenner, der freundliche und biedere apostolische Missionär Kaufmann. Die Bari-Männer sind groß. Trotz ihrer Schlankheit treten ihre Muskeln gut hervor und Leute mit breiten Schultern und trapezischem Brustkasten sind bei ihnen nicht selten. Als Typus könnte Loron, der zeitige Groß-Schech von Gondokoro, gelten. Die Köpfe sind lang, der quere Schläfendurchmesser ist

gering, der Scheitel fast kielförmig (skaphoid). Die hohe gewölbte Stirn weicht oben stark nach hinten zurück. Die Nase ist gerade, an der Spitze stumpf, an den Flügeln breit. Die Kiefer stehen vor, die Lippen sind fleischig, aber nicht sehr stark gewulstet. Das Kinn ist rund und die Ohren sind hoch angesetzt. Der Gesichtsausdruck ist häufig intelligent und gefällig. Unterarme und Waden sind schwächer entwickelt. Ihre Farbe ist sepiabraun und bisterbraun bis schwarz. Unter den Weibern zeigen jüngere Dirnen einen leidlich gebildeten Torso.

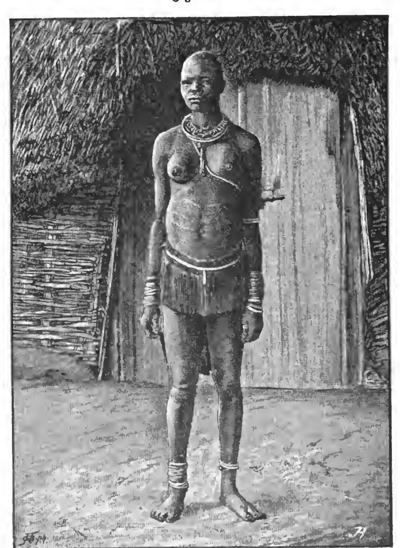
Die Männer scheren ihr krauswolliges Haar bis auf ein beschränktes Feld, die Weiber scheren dasselbe gänzlich ab. Jene putzen das Stehengebliebene nach Kaffernart mit Federn phantastisch heraus. Die Männer gehen total nackt, schmücken sich mit Schnüren von Glasperlen, von aufgereiheten Tierzähnen, von Scheibchen aus Muschelschalen, mit Ringen von Elfenbein, Eisen und Kupfer, mit an Eisenringe befestigten Tierohren, Tierschwänzen, Hauzähnen der Warzeneber, mit kleinen aufgereiheten Kürbis- und Schildkrötenschalen aus. Ihr Hauptvergnügen bildet es, den Körper mit Asche zu pudern oder mit einer Mischung von weißem Pfeifenthon oder rotem Bolus und der Butter des Krulengi-Baumes (Butyrospermum Parkii) zu besalben. Die Mädchen tragen einen mit rotgefärbten Schnüren oder mit Eisenkettchen besetzten Rahat, die Weiber noch einen Fellschurz. Beide Geschlechter bringen sich Einschnitte in Oberarme, Brust und Bauch bei, bedienen sich auch gelegentlich der Ledersandalen. (Fig. 46, 47.)

Sie sind teils Ackerbauer, teils Viehzüchter. Ihre Felder sind mit Durra, Dochn, Sesam, Bohnen, Tabak u. dgl. bepflanzt. Auf ihren Grasplätzen weiden Zebus, haarige Schafe und Ziegen. Auch halten sie unscheinbare spitzohrige Hunde von schakalähnlichem Aussehen.

Sie wohnen in geräumigen, aber niedrigen Togule, deren Dächer weit nach unten reichen. Diese sind durch niedrige Thüren zugänglich. Togulähnliche Vorratshütten ruhen auf Pfählen.

Die Häuser zeigen sich gehöftweise vereinigt und entweder durch festgefügte Stacketen oder natürliche Zäune von Dornbüschen und von gleichfalls dornigen Euphorbienbäumen umgeben. Sie verfertigen

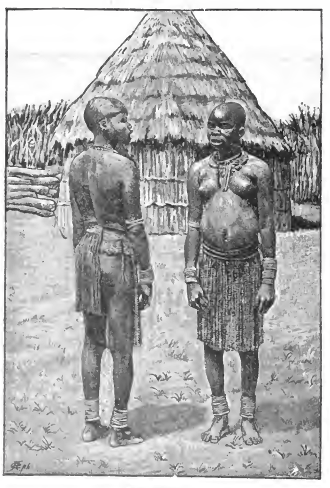
Fig. 46



Bari-Mädchen.

Töpfergeschirr, Horn- und Holzschnitzereien, flechten Matten rc. (Fig. 48.)

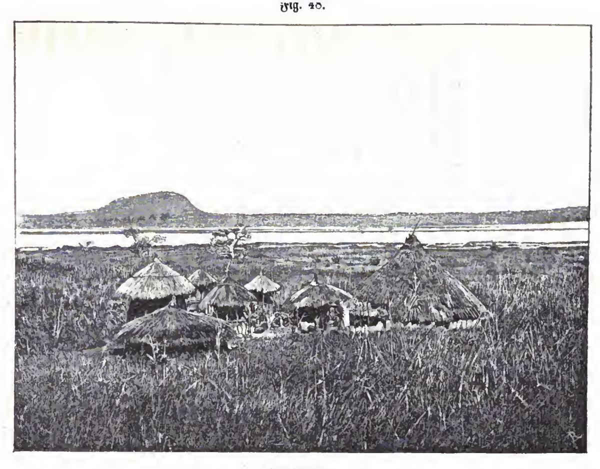
Fig. 47.



Bari-Mädchen.

Die Männer führen die schon bei den Schir üblichen, fast mannshohen, mit Eidechsen- oder Schlangenhaut bespannten Bogen, Lanzen verschiedener Form und schwere mit Eisen beschlagene Keulen. Die unteren Enden ihrer Wurfspeere sind, um deren Flugkraft zu vermehren, mit Haarquasten oder mit Gefieder

Fig. 40.



Bari Ansiedlung.

besetzt. Das ist auch bei den südlichen Denka, den Tschir und den Congo-Stämmen Gebrauch. Die befiederten, aus Schilfrohr verfertigten Pfeile zeigen teils aus hartem Holz, teils aus Eisen bestehende, von Widerhaken starrende, mit Euphorbienmilch vergiftete Spitzen. Sie werden in aus zottigen Ziegenhäuten hergestellten Köchern getragen. Fast nie sieht man einen Bari das Haus verlassen, ohne seine Waffen, ein aus einem Holzstück zierlich geschnitztes Stühlchen und die riesige Tabakspfeife mit eisernem Mundstück bei sich zu führen.

Jeder wohlhabendere Grundbesitzer ist hier Matat, d. h. eine angesehene Person. Er führt den Titel Monye, was an Mani oder Bana der südlichen und östlichen Völker erinnert. In Kriegszeiten treten die Kimak (Plur. von Matat) an die Spitze des übrigen Volkes. Hier und bei den Schir ziehen die Weiber mit in den Krieg; es gilt als Schande, sie anzutasten.

Die Bari glauben an eine Art Schöpfer, Mun, ferner an böse Geister. Eine Schlange, Yukanye, gilt als Stammmutter. Sie haben, wie die Gala und Abantu, eine Schlangenverehrung und dulden, gleich den Denka, derartige Tiere in ihren Behausungen Bei den Bari stehen die männlichen und weiblichen Zauberer, Bunek (Plur. von Bunit), in großem Ansehen, besonders wenn diese zugleich „Regenmacher“ sind. Mancher Matat ist zugleich Bunit. Falsche Prophezeiungen werden an den Bunek schwer gerächt. Mit Rindschädeln oder den Köpfen erlegten Wildes und anderem Quark besteckte Votivpfähle gelten wie bei den Denka als Kodjur, als eine Art Zauber.

Die Bari sind von lebhafterem Temperament als die Denka. Sie lieben berauschende Getränke, musizieren auf dem Tome, hier eine der nubischen Rebabe ähnliche Laute, auf Tierhörnern und auf riesigen, halbeiförmigen Pauken. Ganze Nächte werden beim Fackelschein durchtanzt. Kurz nach der Durra-Ernte, im August, füllen sie ihre Vorratshäuser mit den Fruchtrispen und bereiten daraus Yawa, d. h. Bier. Dann liegen sie um die Näpfe voll Durra-Brei her und langen tapfer mit ellenlangen Hornlöffeln

hinein. Fortwährend werden die Kürbisschalen voll Yawa geleert, das Vieh wird fleißig um Blut angezapft, manche Ziege wird geschlachtet und gebraten. Tag wie Nacht dröhnen die Pauken, erschallen nicht unmelodische Gesänge, wird der Boden von den Füßen der übermütig heiteren Tänzer gestampft. Ende November ernten sie zum zweiten Mal. Nun geht das Schmausen und Zechen abermals los, bis schließlich alles Eßbare vertilgt ist. Jetzt aber bricht Mangel herein. Dann giebt es Hunger und Kummer, Dieberei, Mord und Totschlag. Nun verlegen sich viele aufs Betteln. Väter treiben ihre Stiefkinder, wenigstens die Knaben, aus dem Hause. Diese Armen irren als Madjiktimuding, als Kinder der Weite, obdachlos umher, sterben den Hungertod oder werden Bettler und Diebe. Sie verfahren bei ihren Räubereien mit unvergleichlichem Raffinement. Ertappt unterliegen sie sofortiger Todesstrafe oder sie werden als Sklaven verkauft.

Apostolische Missionäre suchten von ihrer Station Gondokoro aus die Bari zu bekehren. Sie streueten unter den Schwarzen Glasperlen mit vollen Händen umher. Die verschlagenen Barbaren sandten auch wirklich ihre Kinder zum Gottesdienst und zur Schule, so lange die Glasperlen vorhielten und so lange man ihnen etwas Gutes für ihre stete Klage: Magor duma, d. h. (ich habe) großen Hunger, gab. Als man es aber satt bekam, immer nur bettelnde Faulenzer zu füttern, da ließ auch der Zudrang zur Beschäftigung mit den christlichen Lehren nach. Die Missionäre hatten sich schließlich nur noch brutaler und zudringlicher Vagabunden zu erwehren. Mit den Kitsch hatte man übrigens dieselbe Erfahrung gemacht. Nun kamen die chartumer Sklavenhändler mit ihren zuchtlosen Berberinern ins Land und verdarben die Bari immer noch mehr. Zu verschiedenen Malen von den Chartumern gebrandschatzt, vergalten es die erregbaren Schwarzen mit blutiger Ahndung. Haufenweise wurden die fremden Händler samt ihren Bewaffneten von den Bari abgeschlachtet. Kaum giebt es jetzt ein zuchtloseres Volk als letztere selbst. Vielleicht bleibt zu hoffen, daß die starke und doch

wieder versöhnende Hand Emin Paschas von dessen Sitz Lado aus die ganze Nation wieder sich selbst zurückgeben werde.

Den Bari gehören die südöstlich davon wohnenden Liria (Elliria) und Latuka an. Diese bewohnen malerische, von granitischen Bergen überragte, mit den schönsten Bäumen bestandene Parklandschaften. Diese Bari sind wohlhabender als ihre nördlichen Verwandten. Sie haben feste Gemeindeverbände, Häuptlinge, welche eine bedeutende Macht ausüben, und stark verpalissadierte, gut gebauete Dörfer. Die Latuka verfügen sogar über größere Städte, z. B. das etwa 3000 glockenförmige Togule zählende, wohl verzäunte Tarangol oder Terengul, welcher Ort mit Palissaden von Eisenholz umgeben ist. Jeder Togul wird noch besonders durch einen mit Pfählen verschanzten Hof befestigt. Das Vieh wird in großen Murach gehalten, die sich in verschiedenen Teilen der Stadt befinden, und aufs sorgfältigste abgewartet. Um dasselbe vor Fliegen zu schützen, wird jede Nacht Feuer angezündet und an vielen Stellen werden hohe Plattformen in drei Etagen errichtet, auf welchen Tag und Nacht Schildwachen stehen, um im Falle der Gefahr Lärm zu schlagen. Das Vieh ist der Wohlstand des Landes und die Latukas sind so reich an Ochsen, daß in jeder großen Stadt zehn- bis zwölftausend Stück derselben stehen; die Eingeborenen sind daher immer auf der Hut, weil sie die Angriffe der benachbarten Stämme fürchten.

Diese Schwarzen stellen äußerst mühselig aus ihren eigenen Haaren, aus Baumwollengarn, Kauris und Perlen einen Kopfputz her, welchem sie durch ein diademartiges, nach Harnier öfter schon bei den nördlichen Bari gebräuchliches, Kupferblech und durch eingesteckte Straußfedern das Aussehen etwa einer potsdamer Grenadiermütze verleihen. Sie tragen riesige, viereckige Lederschilde, Lanzen, mit Eisen beschlagene Keulen, schwertartige Messer und mit Stacheln besetzte Armbänder. Sie sind gleich ihren Verwandten kriegerisch und haben schon manche durch ihr Land ziehende Händlerkolonne gewaltsam zur Erde gebettet.

Südlich von Latuka steigt das Land in der Richtung gegen

den Victoria Nyanza bis auf gegen 4000 Fuß Meereshöhe an. Der Asua und der Somerset-Nil (S. 1) bahnen sich hier ihre Wege durch fruchtbare Gelände. Obbo, direkt im Süden Latuka's, ist ein malerisches, gebirgiges, waldreiches Land. Dem schönen, mit knorrigem eichenähnlichen Stamm und großem Laub versehenen Butterbaum, ferner dem süße Früchte liefernden, unserer Roßkastanie ähnelnden Vitex Cienkowskii mischen sich riesige Kigelien, Sterculien und Adansonien bei. Der Schuppenapfel (Anona senegalensis) liefert eine rote, eßbare Steinfrucht. Enset-Bananen und Bambusrohr wachsen an den Berggehängen. Die Ufer des Somerset schmücken Haine von wilden Dattelpalmen (Phoenix spinosa) und von Drachenbäumen mit langen Schwertblättern (Dracaena). Yams (Dioscoraea) und wilder Wein ranken an den Bäumen empor. Große Paviane (Cynocephalus ursinus) beleben die Felsen. An den Flußufern tummeln sich Scharen von Mehedehet oder Wasserböcken (Kobus ellipsiprymnus). An Giraffen, Elefanten und Rhinoceros ist hier nirgend Mangel.

Die Bewohner Obbo's scheinen eine Verbindung zwischen den die äquatorialen Seeen bewohnenden Stämmen und den Bari zu vermitteln. Jene sind groß und gut gebaut. Ihre feinen Nasen erinnerten Baker an die Gesichtsbildung der Somal. Sie gehen nackt, werfen höchstens ein Antilopen- oder Ziegenfell um die Schulter und bemalen sich zum Kriege mit Streifen von roter und gelber Farbe. Das wollige Haar wird mit Garn geflochten, platt wie ein Biberschwanz gelegt, mit roher Haut besetzt und so in eine bleibende Façon gebracht. Verheiratete Frauen binden eine Schnur um den Leib und stecken ein Büschel grüner Blätter, die Stiele zu oberst, hinein. Der Obbohäuptling war zugleich Zauberdoktor und Regenmacher. In dieser Eigenschaft suchte er seine Unterthanen weidlich zu schröpfen, indem er ihnen Naturalsteuern mit der Drohung auferlegte, im Weigerungsfall den Regen vorzuenthalten und die Felder verdorren zu lassen. Er hatte in jedem Dorf seine eigenen Weiber und mit diesen 116

lebende Kinder erzeugt. Von diesen regierte je ein Sohn ein Dorf, sodaß die ganze Herrschaft eine Familienangelegenheit des Häuptlings bildete.

Das vom Asua durchströmte, bergige Madi-Gebiet, welches große landschaftliche Schönheiten besitzt, wird von einem den Bari physisch weniger ähnlichen, im ganzen wohlgebildeten Volke bewohnt. Dies zeigt lange Köpfe, sehr vorgebaute Kiefern und kräftige Körper. Männer und Weiber scheren das Haar kurz. Erstere schlagen ein Fell oder Leder um die rechte Schulter und die Hüften. Die linke Schulter und Brust bleiben frei. Die Frauen tragen vorn nur einen schmalen Schurz und hinten nichts als einen schwanzartigen Anhang. Sie winden ganze Reihen von an Schnüren aufgereiheten Scheibchen, aus den Schalen der Nilmuscheln (Unio) verfertigt, von Kauris und Glasperlen um Hals und Leib. Übrigens sind Arm- und Fußbänder, sowie große Ohrringe aus Metall bei beiden Geschlechtern beliebt. Die Leute sind fleißige Ackerbauer und wohnen in gutgehaltenen Togule mit spitzen Kegeldächern, die gehöftweise von Palissaden und Strohzäunen umgeben werden. Es existieren einige beträchtlichere Madi-Ansiedelungen, wie z. B. Laboré und Schoa. Diese Schwarzen fechten mit kleinen Bögen, schwertartigen Messern, mit Lanzen und langen Knitteln.

Südöstlich von den Madi wohnen in einem ebenfalls fruchtbaren Lande die Schuli, welche ein der Schillukſprache sehr verwandtes Idiom reden und welche Buchta wie Junker für eine Abzweigung der Schilluk zu halten geneigt sind. Diese Schuli sind dunkel schokoladenfarbig, groß und gut proportioniert. Sie haben lange Köpfe, gewölbte Stirnen, teils gerade, teils etwas eingedrückte Nasen mit breiten Flügeln, vorgebaute Kiefern, einen breiten, nicht sehr wulstigen Mund (Fig. 49) und ein kleines, zurückweichendes Kinn. Einzelne Individuen zeichnen sich durch feinere, leicht gebogene Nasen aus.

Die Männer hängen ausgeschlitzte, an den Lembd der Abyssinier erinnernde (Bd. I, S. 72) Felle von Guriesa-Affen, Leo-

parden, Servalen, Ziegen u. s. w. um Hals und Schultern, gehen aber sonst nackt. Selten binden sie einen knappen Lederschurz vor die Schamteile oder nur vor das Gesäß. Auf dem Scheitel bleibt ein beschränktes Haarfeld stehen, welches mit mancherlei Federn, mit Glasperlen und Kauris geputzt wird. Blank polierte

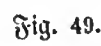
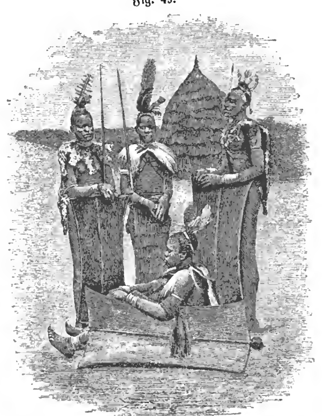


Fig. 49.



Schuli-Krieger.

Spiralen von Kupferdraht bilden steife Ringkragen um den Hals oder decken den halben Arm, die halbe Wade. Kauris, Glasperlen und Schnüre aus Muschelschalen sind eine Liebhaberei beider Geschlechter. Junge Mädchen decken die Scham nur dürftig mit einem schmalen Lederriemen. Dieser wird bei Verheirateten

etwas breiter. Manche Individuen bedienen sich hier (wie bei den Madi) kunstloser Sandalen. Die Weiber tättuieren sich den Leib. Die Männer bemalen sich zum Krieg den Körper gänzlich oder stellenweis mit einer Mischung von Sesamöl und rotem Ocher. Krieger schmücken den linken Arm mit breiten Lederstreifen, die mit Kauris bestickt sind und von denen lange Ziegenhaarbüschel herabhängen (Fig. 49). Die Weiber stecken dünne Krystallstifte in die Unterlippen, die sich beim Sprechen in lächerlicher Weise hin und her bewegen. Die gleiche Sitte herrscht in Latuka u. s. w. Sie schützen sich mit riesigen viereckigen, an den langen Seiten eingebuchteten Lederschilden. Die Schilde können auch regelmäßig länglich-viereckig und aus Flechtwerk angefertigt sein. Die übrigen Waffen sind an ihren Schäften mit Draht verzierte Lanzen. Buchta stellt den Schulihäuptling Faiso mit einer Fell-Toga und einer dicht mit Kauris bestickten, von Federn starrenden Kappe, den Häuptling Aguen mit einer bunten Kattunkleidung und einer kokardenartig aussehenden eisernen Kopfverzierung dar (Fig. 50).

Die Schuli bewohnen spitzkegelförmige Togule. Um diese laufen hohe aus Strohmatten verfertigte Zäune her. Über mannshohe, korbartige, cylindrische Geflechte, welche mit Stangen und mit Gras gedeckt werden, sowie in ihrem Unterbau mit Lehm und Kuhdung verputzte, auf Steinen ruhende Togule dienen als Vorratsräume. Diese Schwarzen verfertigen nette Thonwaren, auf Füßen ruhende Näpfe, Krüge mit doppelter Mündung u. s. w. Außerdem benutzen sie mannigfach geformte Kürbisschalen. Einige ihrer Dörfer liegen recht hübsch zwischen großen Laubbäumen, Gruppen von Delebpalmen und unter Bananenpflanzungen.

Sie sind ein heiteres, Gesangsvorträge und Tänze liebendes Geschlecht. Als Instrumente dienen denen der Niam-Niam ähnliche Harfen, eine Art Hackebrett, Rohrschalmeien und kleinere oder riesige, halbeiförmige Pauken. Während die Bari aus großen, oben trompetenförmig erweiterten Pfeifenköpfen rauchen, sind letztere Geräte bei den Schuli klein und manchmal verdoppelt.

Zur Abwehr der Fliegen dienen in Antilopenhorn gefaßte Ziegenschwänze.

Die Schuli-Weiber — und das bildet eine Ausnahme unter den nigritischen Völkern — haben nach Wilson und Felkin eine gewisse Stimme bei der Wahl ihrer Gatten. Sie werden von letzteren auch mit größerer Achtung behandelt, als dies sonst in Afrika der Fall zu sein pflegt. Die kleinen Kinder werden in

Fig. 50.



Der Schuli-Häuptling Aguen.

einer über den Rücken der Mütter gehängten Trage von Ziegenleder geschleppt, deren vier Ecken sich vorn zusammenknüpfen lassen. Die jungen Paare hausen in einem großen, inmitten des Dorfes auf einem gesäuberten Platz gelegenen Gebäude. Fühlt nun eine der Frauen sich Mutter werden, so wird ihr eine besondere Hütte eingeräumt. Mitten in jedem Dorf steht, wie bei den Bari, Niam-Niam u. s. w., ein mit Antilopen- und Büffelhörnern, mit Schädeln von Löwen, Leoparden und Wildkatzen behängter Baumstumpf als eine Art Votivpfahl, Kodjur (S. 133).

Übrigens sind die Schuli ein friedliches Volk. Sie vertragen sich gut mit der ägyptischen Garnison von Fatiko und beziehen ihre Felder ohne Waffen. Sie bauen Tabak, Sesam, Bananen und die übrigen bei afrikanischen Stämmen beliebten Feldfrüchte. Dem Aberglauben ergeben, fürchten sie böse Geister und üben die Tagewählerei. Sonntag, Dienstag und Freitag sind Unglückstage. Die Zauberer genießen auch hier großes Ansehen. Man sammelt vorzüglichen wilden Honig, verschmäht aber das Einsammeln von Wachs. Auch wissen die Leute sehr geschickt Fische zu speeren.

Südöstlich von Madi erstreckt sich das Umiro-Land. Die ihre Hüften züchtig bekleidenden Bewohner verunzieren sich Nasenscheidewand und Unterlippe mit hindurchgezogenen Ringen, auch starren ihre Ohren von solchen. Sie sind nach Wilson und Felkin kräftig gebaut, dunkler als die Wanyoro und Schuli. Ihre Haare werden zu breiten kappenartig nach hinten hervorstehenden Wülsten zusammengeklebt.

Die gleichfalls im Südosten hausenden Lango oder Longo befestigen eine Haut oder ein Leder vor Brust und Bauch, lassen auch wohl ein solches über den Rücken und über die Schultern herabhängen. Die Männer schmücken ihr Wollhaar derartig mit Kauris und Glasperlen, daß ein jahrelange Arbeit in Anspruch nehmender, biberschwanzähnlicher, über den Rücken herabreichender Anhang geformt wird, aus dem noch ein nach hinten emporgehobener Draht emporsteht. Manche dieser Schwarzen befestigen eine runde Eisenplatte an jeder Kopfseite, ähnlich wie dies beim Schuli Aguen in Fig. 50 abgebildet wurde. Häuptlinge und Regenmacher tragen einen höchst abenteuerlichen Kopfputz, der aus dürren, hörnerartig gewundenen Flaschenkürbissen und aus Federstutzen zusammengesetzt erscheint. Sandalen werden häufiger benutzt. Jedermann führt seine Tabakspfeife mit kleinem Kopfe und sein geschnitztes Stühlchen bei sich.

Sehr gut und kräftig gebaut, die Weiber sogar von üppigen Formen, sind die an der Mündung des Somerset-Nil hausen-

den Wagungo, Sing. Magungo (Fig. 51). Sie flechten ihr Haar in viele kleine Zöpfchen und bekleiden den Unterkörper auf

Fig. 51.



Magungo.

anständige Weise. Als Waffen dienen Bogen von mittlerer Länge, Lanzen mit kleiner Spitze und öfters auch die in

Unyoro gebräuchlichen, an altrömische Schwerter erinnernden Messer (S. 46).

Bis hierher etwa erstreckt sich, wenigstens nominell, die ägyptische Herrschaft. Baker hatte Bari-Land am 26. Mai 1871 offiziell für den Chedive okkupiert. Diese ganze in ägyptischen Besitz übergegangene Gegend des oberen weißen Niles bildet jetzt Dar Hatt el Istiwa, die Äquatorialprovinz (S. 74). Hauptort derselben ist das leidlich befestigte Lado, nordwestlich von Gondokoro am linken Stromufer gelegen. Andere von hier aus ressortierende (Unter-)Gouvernements sind Magungo, Kiri und Makraka. Im Süden von Lado befinden sich verschiedene ägyptische Militärstationen, wie Fowera oder Foweira links vom Somerset, Fatiko im Schuli-Gebiet (S. 142), Magungo unter 2° N. Br. am Einfluß des Somerset in den Albert-Nyanza gelegen, ferner Dufli oder Dufile unter 3° N. Br., Labore, Mugi, Kiri oder Keri und Redjiaf. In jeder Hauptstation, wie Magungo, Fatiko, Kiri u. s. w., befinden sich ein als Civilrichter funktionierender Wekil und ein Militärbefehlshaber. Zu Infanteriesoldaten werden mit Vorliebe die besonders geeigneten Makraka genommen. Sie sind praktisch uniformiert, mit Remington-Gewehren, Haubajonetten und Messern ausgerüstet. Die Artilleristen sind Ägypter. Letzteren aber spenden Wilson und Felkin kein besonderes Lob. Der Transport zwischen den Stationen kann vorläufig leider nur durch Träger vermittelt werden. Jede Woche findet Postverbindung zwischen den Stationen, jeden Monat Dampferverbindung mit Chartum statt. Welche Veränderungen seit dem Jahre 1860, in welchem nur ein kleiner, Halim Pascha gehöriger Dampfer von Chartum aus sich knapp bis zu den Schilluk-Inseln hinwagte!

Auch westlich vom weißen Nil hat sich die Herrschaft der Ägypter nach Bezwingung des Soliman (S. 72) weit ausgedehnt Wir wollen die hier befindlichen, höchst interessanten Länder und Völker einer kürzeren Betrachtung unterwerfen. Westlich von den Atwot, Eliab und Bari wohnen die Niambara oder

Niangbara, ein allem Anschein nach den letzteren verwandtes Volk. Als zuerst im Jahre 1859 Missionar Morlang dahin kam, hatten diese Niambara noch keine eisernen Ackerwerkzeuge, sie behandelten den Boden mit Spaten aus Holz oder Knochen, gewannen aber nichts destoweniger viel Durra, Dochn, Sesam, Erdnüsse (Arachis hypogaea), Strauchbohnen und Tabak. Bis dahin hatten sie das Elfenbein nicht geschätzt, es vielmehr als unnützes Zeug im Walde liegen lassen. Als nun 1859 auch Händler zu ihnen kamen, verkauften ihnen die Eingeborenen einen Elefantenzahn mittlerer Größe für einen eisernen Spaten. Marno fand die Leute bis auf eine Lendenschnur und ein über dem Rücken getragenes Fell nackt gehend. Die Weiber trugen einen Rahat aus zerspaltenem Baumbast oder aus Gras, oft benutzten sie sogar nur Blattbüschel. Sie bringen sich regelmäßig geordnete Hautschnitte im Gesicht bei, was ihnen ein wildes Aussehen verleiht. Beide Geschlechter zeigen einen minder schlanken, vielmehr gedrungenen Bau, eine stärkere Gesäß- und Wadenbildung. Einzelne schmücken ihre Ober- und Unterlippen mit eingeführten Stäbchen, kleinen Scheiben und Quarzkegeln. Die Haare lassen sie etwas länger als die Bari wachsen. Sie schmieren wie diese ihre Geräte und Waffen mit roter Erde und mit dem Fett des Butterbaumes ein. Als Waffen benutzen sie Bogen und Pfeile, Lanzen, Ebenholzkeulen und Stöcke. Zum Schießen von Vögeln dienen Pfeile mit drei Holzspitzen oder Knöpfen. Ihr Putz ist derjenige der Bari. Die Niambari-Männer stecken fingerdicke gerade oder gebogene Holzstückchen durch das ausgebohrte Ohrläppchen. Die Hütten dieser Schwarzen sind nebst den Umfriedigungen nach Marno aus gespaltenem Bambusrohr hergestellt. Sie werden sauberer als bei den Bari gehalten und können wegen ihrer Leichtigkeit bald von einem Ort zum anderen getragen werden. Jetzt bedient man sich allgemein des im Sennaar üblichen Molot, eines kleinen halbmondförmigen Eisenspatens. Man säet zwischen die Stumpfe der abgehauenen Bäume und verwendet wenig Sorgfalt auf das Unkraut. Gegen die Verwüstungen der Elefanten,

Büffel und Vögel werden die Felder oftmals mit dichten und hohen Einfriedigungen von Baumhecken oder mit Dornhecken umgeben. Hohe Gerüste dienen hier wie in Nubien als Wachtplätze zur Verscheuchung der Vogelschwärme. Die reifen Durra- und Dochnkolben werden nach unserem Gewährsmann abgerissen und büschelweise auf geebnetem Boden oder auf ausgemuldeten Steinblöcken oder in Holzmörsern ausgekörnt. Zur Mehlbereitung dienen letztere oder die Reibsteine. Salz wird teils von den Bari entnommen, teils im Lande aus Asche gelaugt oder durch Rinderharn ersetzt. Nach Morlang ist dies Volk im Besitz eines besseren Rindviehschlages als die Bari. Sie töten die Elefanten mit schweren Lanzen von den Bäumen herab, räuchern und trocknen deren Fleisch. In den Wäldern sammeln sie Deleb- und andere Früchte. Ihre Sprache scheint vom Bari-Idiom verschieden zu sein.

Östlich von den Bari wohnen die Beri oder Berri, die von dunkelbrauner Farbe und mit längerem Haar-, selbst Bartwuchs ausgestattet sind, als andere Schwarze dieser Regionen. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und mit Jagd, namentlich auf Elefanten. Sie sprechen ein der Schilluk-Sprache verwandtes Idiom.

Im Gebiet des Sobat existieren noch verschiedene kaum mehr als dem Namen nach bekannte Stämme, deren mächtigster die Djibbe sein sollen. Außer ihnen nennt man die Bondjak (S. 117), die Niwak, Abdura, Nikon, Gelo, Abuail u. s. w.

Westlich von den Niambara treffen wir die Ligi, Moru und Mundo, welche, wie Marno anführt, schon mehr die Neigung zur Bekleidung des Körpers empfinden, als die sonstigen eigentlichen Stämme des Bachr el Djebel. Die Mundo oder Mondu haben eine dunkle, ins Rotbraune spielende Haut und zwar gut gebaute Brustkasten, aber sehr hagere Extremitäten. Die Weiber sind von untersetzten Formen. Die Gesichter sind platt und von wenig angenehmem Ausdruck. Das Haar wird länger gehalten als bei den Bari. Um die Lenden wird eine

Schnur gelegt und an dieser werden die vorn und hinten herabhänzenden Enden eines zwischen den Schenkeln hindurchgezogenen Zeugstückes befestigt. Nicht selten dient auch ein mit Eisenringen, Perlen u. s. w. verzierter Lederlappen. Den Weibern genügen öfters statt des Zeuges vorn und hinten eingesteckte Blätterbüschel. Als Waffen werden mittellange, mit Metalldraht umwundene Bogen und gutgearbeitete Lanzen geführt. Die Moru sind eine häßliche Nation. Ihre Weiber erhalten schon früh schlaffe Busen. Angenehmere Züge haben wieder die Abukaya. Junker unterscheidet Abukaya oisilla und A. mari. Sie sind, wie die Mundo und Moru, von gedrungener Körperform. Die Abukayamänner benutzen einen schmalen, zwischen den Lenden hindurchführenden Lederstreifen, der vorn notdürftig die Scham bedeckt und hinten in ein breiteres, schwanzartig hervorstehendes Ende ausläuft. Die Weiber bedienen sich der Blattbüschel. Um diese nicht aus der Lage zu bringen, drücken sie nach Marno die Oberschenkel zusammen und die Füße einwärts, wodurch ihr Gang etwas Gezwungenes, Ungeschicktes erhält. Die Weiber der obengenannten Stämme durchbohren ihre Ober- und Unterlippe, stecken Holz- und Elfenbeinstücke von beinahe Thalergröße und fingerstarke Quarzkegel hinein. Es erinnert dies an die bei den Manganbja des Zambezigebietes üblichen Verunstaltungen (Bd. I, S. 270). Auch die Männer ziehen mit Perlen besetzte Ringe durch die Lippen und durch die Nasenscheidewand.

Die Mundo, Moru und Abukaya sind vorwiegend Ackerbauer, welche schon häufig die Banane in den Bereich ihrer Kulturen ziehen. Sie halten keine Rinder, sondern nur Ziegen und schäbig aussehende Hunde von ähnlicher Rasse, wie diejenigen der Bari.

Nördlich von den Mundo wohnen die Abaka, welche einen Teil der von Schweinfurth Mittu oder Mattu genannten Völker bilden. Die Stammesunterschiede der letzteren scheinen sich kaum auf durchgreifende dialektische Eigentümlichkeiten der Sprache und nur auf einige Abweichungen in der Tracht zu

erstrecken. Der Name Mittu kommt eigentlich nur dem nördlichsten Teil dieser Völkergruppe zu, welcher sich selbst so nennt. Außer diesen betrachten sich noch vier gleichartige Stämme als ebenso viele von einander unabhängige Völker: die Madi (welche nicht mit dem S. 137 behandelten gleichnamigen Volke verwechselt werden dürfen), die Madikaya, die Luba und Abaka. Ihr Ge-


Fig. 52.


Abaka-Mann.

samtgebiet liegt zwischen den Flüssen Roa und Rol und fällt zum größten Teil zwischen den 5.—6. ° N. Br. Nach Norden reicht dasselbe bis an die Territorien der Denkastämme Rol und Agar, nach Süden wird es von dem östlichen Zipfel des Niam Niam-Gebietes begrenzt. Alle diese Stämme können sich unter einander verständigen, denn die schon erwähnte dialektische Verschiedenheit ihrer Sprachen kann bei der politischen Zusammenhangslosigkeit dieser Stämme nicht überraschen. Die Mittu

bedienen sich eben jener Verunzierungen, die den Mundo, Moru und Abukaya so schlecht anstehen. Quarzkegel von 60 mm Länge werden in die Unterlippe, kreisrunde 30 mm Durchmesser haltende Scheiben von Quarz, Elfenbein oder Horn werden in die Oberlippe gesteckt. Dies geschieht namentlich seitens der Weiber (Fig. 53). Beim lebhaften Sprechen verursachen diese Zieraten

Fig. 53.



Abaka-Frau.

ein knackendes Geräusch. Die oben (S. 146) erwähnten Abaka besitzen lange, hohe Köpfe und ein vorgebautes Antlitz mit ziemlich hohem, etwas eckig vortretendem Kinn (Fig. 52). Ihr Haar wird kurz geschoren. An diesen Schwarzen fällt das starke Hervortreten der Ferse unangenehm auf. Sie gehen ähnlich wie die Mundo u. s. w. mit Schamschürzen bedeckt, übrigens aber nackt. Ihre Togule haben spitze Kegeldächer und schräg nach unten zulaufende Unterbauten von Stroh. Di-

Unterbauten der auf Pfählen ruhenden Vorratshäuser fallen gerade abwärts und sind mit Lehm verputzt.

Die Mittu-Männer tragen viereckige, geflochtene Kappen von Form der polnischen Mützen. Auch wenden sie aus Eisen verfertigte Spitzen an, die auf einer Platte sitzen, um damit den hinteren Teil des Scheitels zu erhöhen. Daran werden Perlschnüre oder Haarbüschel gehängt. Die Madi verfertigen nach Schweinfurth aus bunten Perlen zierlich zusammengestickte, genau der Scheitelwölbung angepaßte Kappen. Bei den Männern dieses Stammes sieht man zwei Reihen von Einschnitten, welche von der Nabelgegend aus wie Uniformsknöpfe schmückend gegen die Schultern hinlaufen. Die Abaka-Weiber verzieren ihre Schultern mit Einschnitten (Fig. 53). Bei den Weibern der anderen Stämme werden die Stirnen mit je zwei Punktreihen versehen. Mittu-Frauen reißen die Augenbrauen und Augenwimpern aus. Mittu sowohl wie Madi schmücken sich mit kleinen Eisenzieraten in Gestalt von Glöckchen, Ankern, Beilen, Ringen, Plätichen und Kettchen. Alle Geräte, die sie am Leibe tragen, hängen an Ketten. An den Armen fehlen nicht mit Zacken besetzte, beim Einzelkampf dienende Schlagringe. Die weiblichen Ohrränder sind dicht mit Ringen besetzt. Bei der in Fig. 53 abgebildeten Abaka-Frau sieht man wenigstens noch die Ringlöcher des Ohrrandes. Die Madi decken die Scham mit nett gearbeiteten Schürzchen. Als Zeichen des Reichtums dienen den Mittu beiderlei Geschlechtes zwei bis vier fingerdicke, plumpe um den Hals geschmiedete Eisenringe, auch eine Art lederner Hundehalsbänder. Diese Zieraten erteilen dem Kopf eine steife, brüske Haltung. „Wenn“, sagt Schweinfurth, „mit solchem Schmucke angethan die Großen des Volkes, über und über von Ölen und Fett triefend, salbungsvoll mit souveräner Verachtung durch die Reihen der übrigen Sterblichen einherschreiten, so erscheinen sie wie aalglatte Diplomaten, die eingewickelt in hohe Kravaten und in ein gleich feierliches Schwarz gehüllt, mit unveränderlicher Ruhe in den Gesichtszügen ihre spähenden Blicke von jener

feinen Lippenfaltung begleiten lassen, auf welcher Geheimnisse beruhen.“ Erst der Tod und die Verwesung erlösen die Mittu von diesen Fesseln, denn man müßte ihnen geradezu den Kopf abschneiden, um die Ringe wieder vom Halse entfernen zu können.

Die Mittu sind sehr musikalisch, blasen auf langen Flaschenkürbissen, auf der Flöte und auf einem $1^1/_2$ Fuß langen Blaserohr, der Dongora, auch spielen sie eine fünfsaitige, der nubischen Rebabe ähnliche Laute. „In diesem und vielen ähnlichen Anzeichen scheinen untrügliche Beweise für die Verwandtschaft geboten, welche die heutigen und ehemaligen Bewohner des Nilthales mit den centralsten Teilen des Kontinentes in Beziehung setzen“, sagt Schweinfurth sehr richtig. Die Eisenarbeiten der Mittu-Völker sind roher und plumper als diejenigen der Bongo. Dagegen verwenden jene große Sorgfalt auf die Herstellung ihrer an Widerhaken reichen Pfeilspitzen. Zum täglichen Gebrauch dienen halbmondförmige, beim Umrühren der Brühe verwendete Quirle.

Die Mittu stellen über ihre Gräber auf den von Pfählen gestützten Steinhügel den Krug, aus welchem der Verstorbene womöglich Zeit seines Lebens getrunken hat. Die Mittu und, wie es scheint, auch die jenseits des Rol wohnenden Völker, benutzen wie die Bongo aus Holz geschnitzte Hausgötzen. Durch den geschickten Gebrauch von vier Fuß langen Bogen und Pfeilen erhalten jene ein gewisses kriegerisches Übergewicht über die Denka. Schilde führen sie nicht, wohl aber je ein Bündel Lanzen.

Zu diesen Mittu-Stämmen gehören vielleicht auch die noch wenig bekannten Fadjellu und Kakuak.

Den Namen Mundo trägt bei den Bongo ein kleines zwischen ihren Grenzen und den Niam-Niam eingekeiltes echt nigritisches Volk, das sich selbst Babuckur nennt. Sie sind nach Schweinfurth wahrscheinlich aus dem Süden eingewandert und der Rest

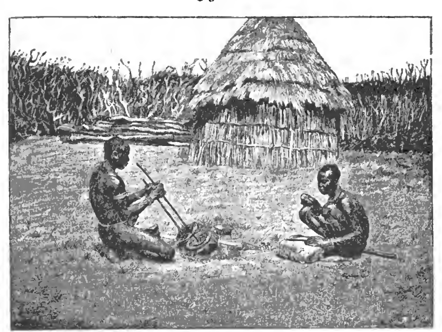
eines durch die nördlich vordringenden Niam Niam verscheuchten Volkes.

Früher wurde des Namens Djur, als eines „Wilde" bezeichnenden Denka-Wortes, Erwähnung gethan. Ein zwischen den Flüssen Tondj und Biri wohnendes, ganz besonders mit jenem zweifelhaften Ehrentitel belegtes Volk nennt sich selbst Luo. Dasselbe stammt von den O-Schuola, Schilluk ab, deren Sprache und Sitten ihm noch eigentümlich sind. Die Seelenzahl dieses Volkes soll 20000 kaum übersteigen. Die Luo sollen etwas heller als die Denka gefärbt sein. Sie bedecken nur das Gesäß mit einem in zwei Lappen zerschlitzten Kalbfell. Das Haar wird kurz geschoren. Man trägt Eisenringe am Unterarm, einen schweren Elfenbeinring am Oberarm und einen Handknöchelring von gegossenem, sorgfältig ziselierten Messing. Solche Ringe wurden den Luo schon vor der Ankunft der chartumer Handelsleute durch den Verkehr mit Dar Fur übermittelt. Die Frauen benutzen Eisenringe an Hand- und Fußgelenken, eiserne Nasen- und Ohrringe. Hier sieht man zuerst kleine Eisencylinder, wie Perlen auf Schnüre gereiht, die im centralen Sudan sehr gebräuchlich sind.

Ähnlich den Bari sind auch die Luo geschickte Haddadin, Eisenschmiede (Fig. 54), ein Industriezweig, welcher in Afrika bekanntlich vielfach in den Händen einer niederen Rasse ruht. Bei den Luo scheint freilich eine solche Rassenabsonderung nicht stattzufinden. Nach Schweinfurth ist hier vielmehr jedermann ein Schmied von Profession. Diese Leute ziehen im März, kurz vor dem Beginn der Aussaat, teils zum Fischfang an die Flußufer, teils zur Betreibung der Eisenschmelzerei nach holzreichen Plätzen aus. Hier formen sie ihre vier Fuß hohen, schlanken, geschweift-konischen Schmelzöfen aus Thon. Das aus Brauneisenstein bestehende Erz wird zerklopft und in die obere becherförmige Erweiterung des Schmelzofens gepackt, dessen Inneres nach unten hin ganz voll Holzkohlen gepackt wird. An der Basis des Ofens befinden sich eine größere Öffnung zum Herausholen

der Schlacken und drei kleinere Öffnungen zur Aufnahme der den Luftzutritt vermittelnden Thonröhren. Nach etwa 40 Stunden ist der Brand fertig. Das Eisen sammelt sich an den Schlacken in Form von Körnchen und Blättchen, welche in Thontiegeln erhitzt und zusammengeschweißt werden. Ähnliche, oben aber mehr gleichförmig-konisch zulaufende Schmelzöfen von etwa sechs Fuß Höhe werden in Kordufan (Fig. 55) und bei den Denka

Fig. 54.



Bari-Schmiede.

(Kitsch) benutzt. Die Bongo dagegen haben in Gestalt länglicher Glocken errichtete Öfen. Nur bedienen sich die hier zuletzt genannten Stämme der bei den Luo nicht üblichen Blasebälge. Die Denka-Schmiede — Adjwonn — sind Ausgestoßene, welche in einzelnen Familien im Walde hausen, eingepferchte Brunnen graben, etwas Land bebauen, übrigens aber von wilden Früchten, Wurzeln und Blättern, sowie von Raub und von verirrtem

Vieh leben. Zuweilen fangen sie Elefanten in Fallgruben. Sie erhalten das Eisenerz von Stämmen des Innern oder sie graben es selber an gewissen Stellen. Will man nur kleine Quantitäten Eisen gewinnen, so packt man das Erz in Gruben, legt darüber Kohlen und erhält die letzteren mittelst Blasebälgen in Glut. Diese einfachere Art der Gewinnung ist besonders im Sennaar allgemein in Gebrauch.

Die Luo bewohnen mit langspitzigen Dächern versehene Togule. Sie verfügen über sorgfältig gehaltene 5—7 Fuß hohe, aus Häcksel und Thon geformte Kornbehälter, die im Innern der Togule angebracht werden, ganz wie bei den Barabra und Denka. Vorräte an Durra, Mais, Kürbis u. s. w. werden auf hohen geflochtenen Gerüsten aufgehäuft, unter denen man die Ziegen anbindet. Diese bilden, nebst Hunden und Hühnern, die einzigen Haustiere der Luo. Der Stamm liefert geschickte Töpfer, welche ihre Thonmassen mit Stücken Baumrinde bearbeiten und ihre Hütten wie ihre Gräber mit je einem rißlosen Estrich zu versehen vermögen. Schweinfurth fand hier Eltern- und Kinderliebe in weit vorteilhafterer Weise entwickelt, als bei anderen Stämmen Innerafrikas.

Fig. 55.



Schmelzofen in Kordufan.

Die bereits genannten Bongo oder Dor breiten sich zwischen den Zuflüssen des Dembo im Nordwesten und des Djur im Südosten über einen Raum von mehr als zwei Breitengraden und von zwei Längengraden aus. Das Land zeigt eine mannigfaltige physische Gliederung und einen großen pflanzlichen Reichtum.

Die Bongo, ein, wie Schweinfurth meint, dem Untergange geweihetes Volk, entsprechen der „roten Erde", auf welcher sie sich entwickelt, in ihrer erdig-rotbraunen Hautfarbe, welche übri-

gens auch den Mittu, Niam Niam und Kredj zukommt. Die Bongo sind von mittlerer Körpergröße, von gedrungenem Bau und von geringerer Schädellänge. Das wollige Haar ist kurz, es läßt sich nicht wie bei den Niam Niam in Flechten ordnen. Der Bartwuchs ist nur sehr schwach. Die Züge sind breit, die Lippen sind wulstig. Die erwachsenen Weiber erreichen eine dem Beschauer unangenehme Wohlbeleibtheit. Der Fettsteiß, über dessen Verbreitung unter den afrikanischen Rassen bereits in Band I die Rede gewesen ist, bildet unter den Bongofrauen eine tagtägliche Erscheinung.

Dies Volk treibt vornehmlich Ackerbau. Der von ihnen Maschirr genannte scharfe Tabak gehört zum Bauerntabak (Nicotiana rustica), einer in Afrika vielleicht einheimischen Pflanze, wogegen der virginische Tabak (N. tabacum) ohne Zweifel ein fremdländisches (amerikanisches) Produkt darstellt. Man baut hier ferner Durra, Dochn, Telebun oder Dagosa (Eleusine coracana), Mais, Mungo-Bohnen (Phaseolus Mungo) und eine andere, vorzügliche, meist zweisamige Art (Ph. lunatus), ferner die unterirdischen, erbsenähnliche Früchte liefernden, hier wahrscheinlich einheimischen Erderbsen (Voandzeia subterranea) und Erdnüsse (Arachis hypogaea). Außer dem letzteren hier zur Ölgewinnung benutzten Gewächse giebt es im Bongo-Land noch eine andere Ölpflanze, den Kindi (Hyptis spicigera), dessen mohnartige Samen gestampft und den Speisen beigemischt werden. Man kultiviert auch die echte Yamswurzel (Dioscoraea alata) und die Luftknollenyams (D. bulbifera), sodann Kürbisse von enormer Größe, ägyptische Gurken (Cucumis chate), Flaschenkürbisse, die schleimige Uëka (Hibiscus esculentus) und eine andere Art Malvengewächs (Hibiscus Sabdariffa), dessen scharfsauere Blütenkelche statt Essig an die Speisen gethan werden. Von einer veredelten, hier sonst wilden Crotalarienform wird ein vorzügliches hanfartiges Material zum Strickdrehen gewonnen. Salz versteht man aus der Asche des Holzes von Grewia mollis auszulaugen.

Die Haustierzucht der Bongo beschränkt sich auf kleinere zur Form der Capra reversa gehörende Ziegen, ferner auf höher gestellte, graubräunliche Ziegen mit aufrechter Nacken- und Rückenmähne, auf rötlichgelbe Hunde mit aufrechten Ohren und Fuchsschwanz, endlich auf Hühner. Jagd und Fischfang werden nebenbei betrieben. Jene Schwarzen fangen kleineres Wild mittelst Fallbäumen, sie jagen Ratten, Mäuse, Hyänen, Schlangen, allerhand Vögel, Skorpione, Raupen, Termitenmännchen und andere Kerfe. Sie verschmähen nicht die verwesenden Reste von Löwenmahlzeiten. Schweinfurth sah seine Bongo-Träger den halbverdaueten Mageninhalt von Rindern und selbst die darin häufigen Eingeweidewürmer (Amphistoma) verzehren.

Als zuerst die chartumer Händler ins Bongo-Land kamen, fanden sie diese Schwarzen in großen, von hohen Palissaden umgebenen Dörfern wohnen. Jetzt hausen die Leute nur in kleinen Weilern und Hüttenkomplexen. Gern baut man die Hütten unter einem großen Baum, einer Tamarinde, einem Feigen- oder Butterbaum auf. Das Erdreich wird um die Hütten her sorgfältig gesäubert. Die Togule der Bongo sind mit Kegeldächern von mancherlei Detailverschiedenheit des Dachbaues versehen, 20 Fuß im Weiten und in der Höhe, und mit so niedrigen Eingängen versehen, daß man hindurchkriechen muß. Als Thür dient ein Rohrgeflecht, welches zwischen zwei Pfosten hin- und hergeschoben werden kann. Der Boden ist mit festgeschlagenem Thonestrich versehen. Man schläft auf über die platte Erde gebreiteten Häuten oder Matten und benutzt als Kopfunterlage für alt und jung einen entrindeten Stamm. Die Bongo schmelzen Eisen (S. 151) und bringen dasselbe in Form von Lanzenspitzen, von rohen und fertigen Spaten in den Handel. Sie verstehen übrigens vorzüglich schöne, an Widerhaken reiche Lanzen, Pinzetten zum Ausrupfen der Wimpern für Weiber, nett verzierte, elliptische Messerchen zum Hausbedarf, Ringe, Schellen, Glöckchen, Klammern und Knöpfe zur Verzierung der Lippen und Gewänder, Haarnadeln und den Dangabor der Männer, d. h. einen aus vielen Ringen überein-

ander bestehenden, panzerartigen Armschmuck, zu schmieden. Ferner verfertigen die Bongo hübsche Holzschnitzereien, nämlich Stühle, Keulen, Mulden zum Ölpressen, Schlägel zum Korndreschen und Holzmörser aus dem braunen Holze des Göllbaumes (Prosopis lanceolata) u. s. w. Das im Holzmörser gestoßene Korn wird auf einer Murhaka zu Mehl verrieben.

Die chartumer Ankömmlinge fanden in den Bongodörfern häufig ganze Reihen aus Holz geschnitzter Figuren, welche am Eingange der Verpallisadierung als deren Thor oder auch bei den Hütten der Njere oder Ältesten aufgestellt waren. Man wollte damit das Andenken an hervorragende Mitglieder der Gemeinde feiern. Schweinfurth sah über dem Grabe des Dorfältesten Janga ihn selbst, seine Frau und Kinder in Form einer Reihe von Holzklötzen mit roh geschnittenen Gesichtern dargestellt. Auch Ermordete werden so verewigt. Ich habe in ethnographischen, aus diesen Teilen Innerafrikas stammenden Sammlungen lose Holzfiguren mit charakteristischen Negergesichtern und barockphallischer, übrigens auch an jenen Bongopfählen beliebter Darstellung gesehen, deren Herkunft mir nicht klar ist. Dergleichen Figuren, deren von Trémaux und Wood abgebildet worden, erinnern an ähnliche, von den Dorei-Papuas in Neu-Guinea hergestellte. Jene Bildwerke sollen nach Aussage der Händler eine Art dem Andenken Verstorbener gewidmeter Penaten vorstellen.

Die Bongo verfertigen feine Säcke zum Seihen und Klären des Legji oder Durra-Bieres, Tragkörbe sowohl aus Bambus, als auch aus den mittelst ihrer Stiele zusammengeflochtenen Blättern von Combreten und Terminalien, selbst längliche Bienenkörbe, Fischnetze, Wild- und Vogelgarne, Angelschnüre aus den Fasern der Crotalaria, des Hibiscus und der Sanseviera, aus dem Bast der Grewia. Henkellose, grob mit Dreiecken und Zickzacklinien ornamentierte Töpfe, aus sehr glimmerreichem, zerbrechlichen Thon geformt, und ähnlich verzierte Kürbisschalen dienen zum Kochen, zur Aufnahme von Wasser, Öl und von fertigen

Speisen. Das Getreide wird in Speichern mit Pfahlunterbau aufbewahrt. Die Bienenkörbe hängt man in den Butterbäumen auf. Der hiesige Honigertrag ist beträchtlich. Das Leder wird nur mit Fett gar gemacht und dient zum Lendenschurz für die Männer. Die Weiber befestigen an einem Hüftriemen vorn frisches Laub, hinten einen Schwanz von geschwärzten Sanseviera-Fasern. Die Unterlippen werden mit Holzklötzen oder Knochenstücken, es werden Nasen, Mundwinkel und Ohren mit Strohhalmen, kupfernen Nägeln, Ringen, Plättchen und Klammern verunziert. An den Fußknöcheln klingeln schwere Eisen- oder Kupferringe.

Die Bongo lieben Musik. Sie benutzen die Schalmei, ein einsaitiges, dem Gubo der Südafrikaner ähnliches Instrument, dessen Resonanzboden der eigene Mund darstellt, ferner Flaschenkürbisse voll Steinchen, dann Pauken, Hörner von Antilopen, auch Holzhörner verschiedener Größe und Gestalt, darunter 4 bis 5 Fuß lange mit geschnitzten oberen Enden. Sie ahmen den Donner, die Tierstimmen und andere Naturlaute nach, sie erzeugen schauerlich-melancholische und wieder scharf-lustige Weisen.

Diese Schwarzen nehmen höchstens drei Weiber, die sie von den Eltern für Eisen erkaufen. Bei Scheidungen ist der Vater der Frau in vielen Fällen genötigt, einen Teil des Heiratsgutes zurückzugeben. Der Verführer darf vom Ehemann getötet, die Verführte darf von diesem geprügelt werden. Kinderlosigkeit ist absoluter Scheidungsgrund. Junge Kinder werden in einem Fell über dem Rücken getragen. Das Säugen dauert, wie in vielen Gegenden Afrikas, bis zur Vollendung des zweiten Jahres. Nach der Entwöhnung werden die Kinder mit den anderen in eine besondere Schlafhütte zusammengethan. Diese nehmen auch ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein. Man heiratet frühestens im 17. bis 18. Jahre je ein 14—15 Jahre altes Mädchen. Toten werden die Glieder mit dem Rumpfe zusammengebunden und werden sie in einem oberhalb senkrechten, unten mit einer Seitennische versehenen Schachte begraben. Sonderbarerweise wird die Leiche

des Mannes mit dem Gesicht nach Norden, die der Frau aber nach Süden gewandt, begraben. Darüber wird ein Steinhügel errichtet, auf welchen man einen Krug mit Wasser, womöglich dem Trinkwasser des Verstorbenen, stellt. Ringsum werden geschnitzte Holzpfähle angebracht. Die Bedeutung der Pfähle ist bei dem Volke selbst nicht mehr bekannt. Bei Begräbnissen trinkt man viel Durra-Bier und schießt mit Pfeilen nach den Pfählen.

Von Entwickelung religiöser Ideen kann bei den Bongo nur wenig die Rede sein. Sie bezeichnen mit Loma das Schicksal sowohl wie auch ein höchstes Wesen, von welchem letzteren sie indes nur ganz unbestimmte Begriffe hegen. Sie fürchten böse Geister, namentlich Waldkobolde. Letztere werden durch nächtliche Tiere repräsentiert, wie den unschuldigen Galago oder Halbaffen, auch durch großohrige Fledermäuse, die mit ihren gelben, wie aus Ölpapier gebildeten Flughäuten in der Dämmerung durch den Wald schwirren. Man sucht sich vor solchen Dämonen durch Zauberwurzeln zu schützen, mit denen die Beloma oder professionellen Zauberer gerade so Handel treiben, wie die Fukara des Sudan mit ihren Koran-Amuleten. Mittelst dieser Wurzeln kann sich ein Mensch mit den Geistern in Verkehr setzen, Zauberei treiben und die übrigen behexen. Hierauf gründet sich der Einfluß, welchen die Ältesten des Dorfes auf ihre Umgebung ausüben. Auch geraten alte Leute, namentlich alte Weiber, leicht in den Verdacht, Zauberei zu treiben und nachts, wenn sie auch scheinbar in ihrer Hütte ruhen, doch unter Vermittelung der wichtigen Wurzeln mit den Dämonen des Waldes Rat zu pflegen, um den anderen Tod und Verderben bringen zu können. Sie graben ja nach Wurzeln, um ihre Mitmenschen damit zu vergiften. Wo ein unerwarteter Todesfall eintritt, müssen die Alten Schuld haben, denn ein kräftiger Mensch, der nicht Hunger leidet, kann nicht zu grunde gehen. Trifft man nun gar verdächtige Hölzer oder Wurzeln bei alten Leuten, so schlägt man sie einfach tot, und wären es selbst die eigenen Eltern. Nirgend sind die unter den

Nigritiern überhaupt beliebten Hexenprozesse so zahlreich als bei den Bongo. Alte Leute sind hier daher sehr selten, sodaß man sich bei den benachbarten, diesen Aberglauben nicht teilenden Luo durch die Anwesenheit von Grauköpfen förmlich überrascht fühlt.

Um Krankheiten zu besprechen, läßt man wol Ti-it (S. 125) aus dem benachbarten Denka-Lande kommen. Das „Regenmachen“ ist dagegen nicht üblich.

Schweinfurth erwähnt am Schlusse seines inhaltreichen Berichtes über die Bongo, daß diesen die um den Tsad-See herwohnenden Stämme, die Musgu, Wandalaua, Massa und Loggon am nächsten ständen. Barth hat bereits früher nachgewiesen, daß die Sprache der Bewohner des centralsudanischen Reiches Bagirmi mit derjenigen der Dor, d. i. Bongo, eine nahe Verwandtschaft zeige. Dieser große Afrikareisende hielt eine ehemals stattgehabte Überflutung und nachhaltige Besiedelung Bagirmis durch die Dor für sehr wahrscheinlich.

Die Besitzer der chartumer Zeribas hatten das fruchtbare Bongo-Land zum vorzugsweisen Ziele ihrer Niederlassungen ausersehen. Dort hatten ihre zuchtlosen Wekile und nubischen Söldner den scheußlichsten Unfug getrieben und das betriebsame, eines besseren Schicksals würdige Volk total ruiniert. Jetzt ist das Bongo-Gebiet in ägyptischen Besitz gekommen. Vielleicht gelingt es dem Wohlwollen und den weisen Maßnahmen eines Emin-Pascha, dem Reste der Bongo wenigstens einen Teil ihres urwüchsigen Lebensglückes zurückzugeben.

Viele Ähnlichkeit mit den Bongo sowohl in der äußeren Gestalt als auch in den Sitten verraten die im Osten wohnenden Golo. Diese zeichnen sich noch ganz besonders durch die merkwürdige Sorgfalt aus, welche sie auf die Errichtung ihrer Kornspeicher verwenden. Die Sprache der Golo, reich an den Doppelvokalen ö und ü, sowie an sonderbaren Nasal- und Schnalzlauten, hat mit dem Idiom der Bongo nur geringe verwandtschaftliche Beziehungen.

Zu den merkwürdigsten afrikanischen Nationen gehören unstreitig die so vielberufenen Niam Niam. Als wir i. J. 1860 die Häupter der Dar Fur-Karawane in Siut sprachen, war seitens unserer dunklen Freunde viel von den menschenfressenden Niam Niam die Rede, über welche damals erst vereinzelte, halb mythische Kunde durch Du Couret, Vogel, Escayrac de Lauture und wenige andere nach Europa gedrungen war. Die Furer bemerkten, daß ihre Handelsleute alljährlich Wochen gebrauchten, um zu den im Süden ihres Landes, in waldreichem Terrain, wohnenden Kannibalen zu gelangen, von denen sie Elefantenzähne eintauschten. Allmählich mehrten sich zwar die Nachrichten über diese Leute, blieben jedoch immer unsicher, dunkel. Heuglin stellte 1869 alles zusammen, was er selbst über die angeblich geschwänzten Kannibalen vernommen hatte, bildete auch Waffen und Geräte derselben ab. Der Reisende glaubte anfangs, die Niam Niam ständen zu den Fulbe oder Fulan, später nahm er an, sie ständen zu den Afer, Somal, Gala oder Wahuma in verwandtschaftlichem Verhältnis. Manche von Heuglins Nachrichten haben sich bewährt, indessen haben wir volle Aufklärung über obige Nation erst durch die kühnen und erfolgreichen Züge Schweinfurths erhalten. Diesem, seinem Landsmann Junker und R. Buchta, verdanken wir fast alles, was wir heut von den berüchtigten „Vertilgern ihres eigenen Geschlechtes“ wissen.

Niam Niam ist ein Denka-Wort und bezeichnet Fresser oder Vielfresser. Es soll damit der Kannibalismus der Leute ausgedrückt werden. Diese Bezeichnung ist in das Sudan-Arabische übergegangen und mit der Pluralbildung Niamanjam versehen worden. Die Mittu nennen das Volk Makraka. Sie selbst aber geben sich den Namen Sande, mit langer Endsilbe. Die Hauptmasse des Niam Niam-Landes liegt zwischen 4—6° N. Br. Es mag zwischen 5—6 Längengraden eine Ausdehnung von etwa 48 000 Quadratmeilen mit mindestens zwei Millionen Einwohnern umfassen.

Das Land wird von Zuflüssen des Bachr el Gasal sowohl

wie auch des Uëlle durchströmt. Hier giebt es von zahlreichen Quellen gespeiste, fließende Bäche, sodaß, wie Schweinfurth bemerkt, dieses nirgend mehr als 2000 Fuß Meereshöhe besitzende Land einem stets gefüllten Schwamme gleicht. Daher kann sich hier der Tropenwald in seiner vollen Üppigkeit und Majestät entfalten. Nebenher erhält sich aber offener, parkartiger, großlaubiger Buschwald. Schweinfurths Vorgänger, Piaggia, hatte die Urwälder des Niam Niam-Landes Galeriewälder genannt, und ist dieser Ausdruck auf Schweinfurths Vorschlag als ein sehr bezeichnender überall adoptiert worden. Die durchschnittliche Höhe des obersten Laubdaches beträgt 80—100 Fuß und scheint nirgend unter 70 Fuß herabzusinken; allein oft gewährt eine solche Galerie, von außen gesehen, bei weitem nicht den großartigen Eindruck, den man aus der Tiefe der Sohle des Baches genießt, da an vielen Stellen die Einsenkung der letzteren, welche den Galerie- und Tunnelcharakter vollständig macht, kaum die Hälfte des Waldes über die Steppenfläche hinwegragen läßt; viele Galerien sind ganz und gar in dieselbe versenkt. Die gigantischsten Bäume dieser Gegend gehören den Klassen der Sterculien, Boswellien, Caesalpinien, der Feigenbäume, Brotfruchtbäume, Euphorbien, Rubiaceen an. Unter den Gewächsen des zweiten und dritten Ranges sehen wir großblättrige Formen, und zwar wiederum Feigenbäume, Schmetterlingsblütler und Rubiaceen. Dorniges Strauchwerk liefern die Oncoben, Phyllanthen, Celastren und Akazien stellenweis häufig. Dichte Schlingpflanzen, wie Modecca, Cissus, Dioscoraea, Coccinia, Smilax, verbinden sich mit dem echt tropischen Stuhlrohr oder Rattan (Calamus), einer gegliederten Kletterpflanze mit Fiederwedeln, deren doppelte Widerhaken sich wie „Hechtangeln" in Haut und Kleider der Menschen festhäkeln, um den Wald stellenweise undurchdringlich zu machen. Darunter breitet sich das wilde Unterholz sparrig verzweigter Sträucher aus, deren zum Teil riesiges Laub die Dichtigkeit des grünen Dunkels vermehrt. Am Boden selbst füllen fast undurchdringliche Staudenmassen der verschiedensten Art die noch übrig gebliebenen Lücken in dem großartigen

Laubgewirr. Vor allem versperren die dicht aneinander gedrängten Halme der 15—30 Fuß Höhe erreichenden Amomum und Costus jeden Ausweg oder verdecken trügerisch den lockeren Schlamm von Blattmoder. Es giebt hier Amomum-Arten mit weißen, gelben und hochroten Blüten. Die stets feuerroten Früchte enthalten einen im Geschmack an Citronen erinnernden schleimigen Brei, in welchem die aromatischen Samen, sogenannte Paradieskörner, eingebettet liegen. Der Aschanti-Pfeffer (Cubeba Clusii) überdeckt die Baumrinde mit einem eng anliegenden Netzwerk, massenhaft behangen mit feuerroten Beeren in langen Trauben, und hüllt auf diese Weise die ehrwürdigen Stämme in Purpur. Der Kokkoruku, ein Baum der Gruppe der Kola- oder Guru-Nüsse liefernden Sterculiaceen, erreicht 80—90 Fuß Höhe. Sein über der Wurzel ungeheuer umfangreicher, allmählich nach oben sich verjüngender Stamm zeigt mehrere schmale, gleich geschnittenen Brettern zusammengedrückte Ausläufer. Immense Blätter, die in beschränkter Zahl an dem astlosen Stamme zu einer einzigen Krone vereinigt schweben, besitzt die Anthocleista. Die Palmen erreichen hier keine beträchtliche Höhe und gehören der Unterholzbildung an. Wilde Dattelpalmen (Phoenix spinosa) bekleiden als niederes Gestrüppe die Bachränder. Die Farne entwickeln zwar keine Stämme, aber riesige Wedel, darunter deren von 12—15 Fuß Länge. Das seltsame Elefantenohr (Platycerium elephantotis), ein höchst sonderbar gestalteter Farn, sitzt 50—60 Fuß hoch an Ästen und Zweigen, in Gesellschaft der grauen ellenlang herabhängenden Bartmoose und Angraeceen. Modernde, in dichten Moospelz gehüllte Stämme hindern bei jedem Tritt das Fortschreiten.

Diese Galeriewälder sind der Tummelplatz einer merkwürdigen Tierwelt. Bis hierher dringt der Mandjaruma oder Ranja, von den arabisch redenden Sudanesen Bam genannt, der Chimpanse (Troglodytes niger var. Schweinfurthii) vor, und zwar in einer sehr schiefzähnigen (prognathen) Form, wie solche (nach einem von Lieutenant Wißmann mitgebrachten Schädel)

auch der zuerst durch Livingstone in Manyema vorgefundene Soko aufweist. Die Niam Niam umstellen den Mandjaruma mit Netzen und töten ihn mit Lanzen. Unter den hiesigen Antilopen zeichnen sich schöne Wasserböcke (Kobus leucotis, K. megaloceros), letztere mit mächtigen Leierhörnern, aus.

Die Sande oder Niam Niam wurden von den ersten Berichterstattern für sehr hellfarbene Leute mit langen Haaren und womöglich kaukasischen oder semitischen Gesichtszügen erklärt Jetzt hat man sich davon überzeugen müssen, daß diese Leute typische Nigritier von sehr dunkelbrauner, ins Rotbraune ziehender Hautfarbe sind. Die Niam Niam, wie wir sie nun einmal nach altem Brauch nennen wollen, sind mittelgroß, untersetzt und fleischig, von gut entwickeltem Fettpolster. Die Köpfe sind nicht sehr lang und hoch, vielmehr gerundeter und mit breiten Gesichtern versehen. Die Stirn ist gewölbt, die Nase eingedrückt, gerade oder auch semitisch(!)-gebogen (Fig. 56). Sie hat stets eine stumpfe Spitze und sehr breite Flügel (Fig. 56, 57, 61). Die Kiefer sind vorgebaut, die Lippen fleischig, aber nicht übermäßig aufgeworfen; die Wangen sind voll, die Ohren hoch angesetzt, das Kinn ist gerundet. Hände und Füße sind kurz und breit.

Das Haar dieser Leute ist wollig-kraus, wächst manchmal lang bis über die Schultern, ja bis zum Nabel herab, und wird in phantastische, häufig denen der Barabra, Bedja, Abyssinier und Fundj ähnliche Flechten, Rosetten und Knot:n gelegt. Die Leute von Kifa sah Schweinfurth ihre Haarflechten von den Seiten des Kopfes strahlenförmig nach einem mit Kauris besetzten Reifen hinüberführen, welcher Reifen nach Art eines Heiligenscheins unserer älteren Gemälde den Kopf umzog. Er war durch Drähte an dem Hut des Mannes befestigt. Diese Art Haartracht erinnert an eine von Livingstone bei den Balonda vorgefundene. Als Stammesabzeichen tättowieren sich die Niam Niam drei oder vier mit Punkten ausgefüllte Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen, ferner eine X förmige punktierte Figur auf der Magengrube, Punktreihen auch auf dem Ober-

arm. Sie schlagen sich die Schneidezähne spitz. Bei festlichen Gelegenheiten bestreuen sie ihren Körper mit pulverisiertem Rotholz und mustern ihre Haut mit dem schwarzen Safte der Gardenia.

Als Kleidung dient ein aus Fellen der Guriesa-Affen, Meerkatzen, Genetten, Ichneumonen, Servale, Leoparden u. s. w. zu-

Fig. 56.



Niam Niam-Mann.

sammengesetzter Schurz. Während der Regenzeit binden sie die Haut einer Kudu-, Buntbock- oder Wasserbock-Antilope schürzenartig vor den Körper, um sich morgens gegen die von Tau triefenden Steppengräser zu schützen. Nur Häuptlinge und Vornehme dürfen das Fell eines Serval oder dergl. auf dem Kopf tragen. Die übrigen begnügen sich mit einem in der Form einer

Polenmütze geflochtenen Hute, der mit Federstutzen heraus=staffiert und sogar von Weibern benutzt wird. Letztere gehen entweder nackt oder binden nur ein Blätterbüschel vor. Als Schmuck dienen Schnüre von Menschen= und Tier=, nament=lich von Hunde= und Nagerzähnen, ferner Halsbänder von aus Elfenbein verfertigten Nachahmungen der Eckzähne des Löwen,

Fig. 57.



Niam Niam=Mädchen.

dann Glasperlen und Drahtringe. Letztere umziehen in blanken panzerartigen, dicht gedrängten Reihen oder Spiralen Unterarme und Waden namentlich der Weiber.

Die Waffen der Niam Niam sind Lanzen, hübsch gearbeitete, in aufgebogenen Lederscheiden getragene Dolche (Fig. 58), sonder=bare, zinkige Krummsäbel (Fig. 59) und zackige, den Schanger=Manger der centralsudanischen Völker ähnliche Wurfeisen (Fig. 60).

Sie decken sich mit großen, länglich-ovalen, schwarz- und weiß-gemusterten, aus Rattan geflochtenen Schilden (Fig. 61). Bogen und Pfeil werden selten benutzt.

Die Niam-Niam wohnen weder in Städten noch Dörfern, sondern nur in kleinen Weilern beisammen. Selbst der Hof des Häuptlings, in der Zeriba-Sprache gewöhnlich Sultan genannt, besteht bloß aus den von ihm und seinen Weibern bewohnten

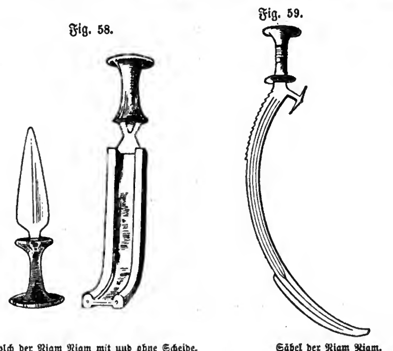


Fig. 58. Dolch der Niam Niam mit und ohne Scheide.

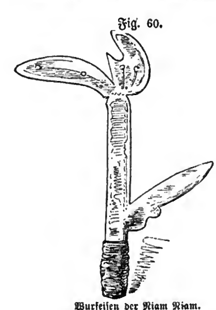
Fig. 59. Säbel der Niam Niam.

Togule. Rings um die Hütten her liegen die Ackerfelder und Baumplantagen. Der hiesige Togul hat ein hohes spitzes Kegeldach, dessen Rand den niedrigen Unterbau weit überragt und verandenartig von Pfosten getragen wird. Die Dachspitze ist oft nett mit Strohgeflecht und mit den großen Gehäusen der Bulimus oder anderer Landschnecken &c. verziert. Sehr sorgfältig, auf einem erhabenen Unterbau, mit Thonwand und glockenförmigem Dach, wird der Bamogi konstruiert, in welchem die

älteren Knaben schlafen. Die auf Pfählen erbaueten Kornmagazine zeigen einen roten und schwarzen Anstrich des thönernen Unterbaues.

Die Niam Niam-Männer betreiben die Jagd und sammeln pflanzliche Erzeugnisse des Waldes auf ihren Streifzügen. Die Weiber bestellen den Boden. Man baut hier Eleusine coracana, deren Korn auch zur Bierbereitung dient, Mandioca (Jatropha manioc), Bataten, Yamswurzel, Kulkas (Arum Colocasia), einige Bananen und Tabak. Letzterer wird aus kurzen Pfeifen geraucht, an denen Kopf, Rohr und Mundstück aus einem Stück Thon geformt sind. Einzige Haustiere sind hellbräunlich-gelbe, spitzohrige Hunde mit aufgerolltem Schweineschwanz, sowie auch Hühner.

Fig. 60.



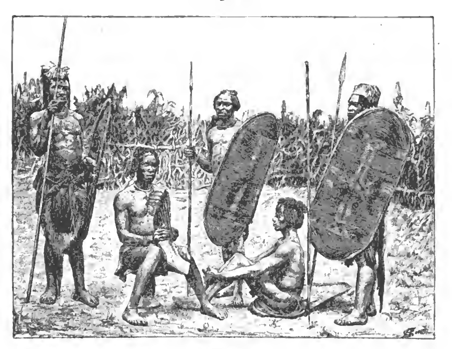
Wurfeisen der Niam Niam.

Die Niam Niam bereiten einige Speisen, wie Mais-Polenta, sorgfältig zu, sie vertilgen aber mit Vorliebe Fleisch. Sie mästen und essen die eignen Hunde, verzehren Wildbret, wo sie nur können, und sind in der Wahl ihrer Jagdbeute keineswegs delikat. Haben sie irgend ein größeres Tier erlegt, so verzehren sie es vom Kopf bis auf die Zehen, die Gedärme womöglich nebst Inhalt. Die Menschenfresserei grassiert unter ihnen, wenn auch nicht gleichmäßig unter allen Stämmen. Es scheint bei Ausübung dieser Barbarei rohe Lüsternheit, eingefleischter Haß und wilder Übermut sich zu vereinigen. Die Leute bramarbasieren in ihren Kriegen mit der Anthropophagie, indem sie gelegentlich ihrer gegenseitigen Herausforderungen einander laut zubrüllen, alle ihre Feinde kochen und verzehren zu wollen. Eine beson-

dere Begierde erregt Menschenfett, dem man komischerweise eine berauschende Wirkung zuschreibt.

Die einzelnen Distrikte des Gebietes dieser Leute werden durch meilenweite Wildnisse von einander getrennt. Durch diese Isolierung wird die Sicherheit der einzelnen Gebietsabschnitte vergrößert, indem diese sich leichter vor verräterischen Überfällen sichern können.

Fig. 61.



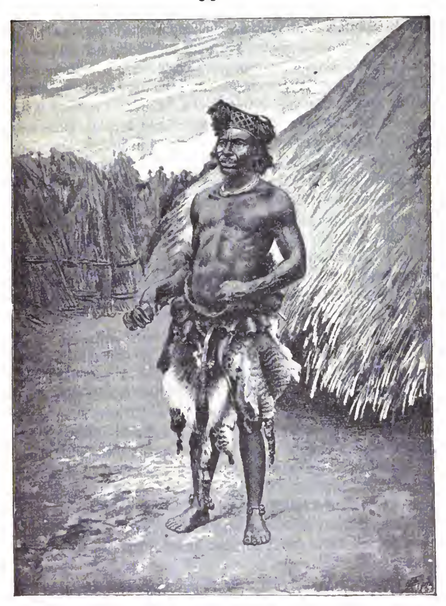
Gruppe von Niam Niam-Kriegern.

Die Sultane der Niam Niam, hierzulande Bjän (fast wie das französische bien) genannt, führen den Oberbefehl über die Wehrmannschaften, erklären willkürlich Krieg und schließen Frieden, pflegen auch die Todesurteile eigenhändig zu vollstrecken. Sie monopolisieren das Elfenbein, erhalten die Hälfte der Jagdbeute und im Westen des Landes auch einen Tribut an kindlichen Sklaven. Den übrigen Unterhalt gewinnen diese Fürsten aus

dem eigenen Feldbau. An jedem Mbanga oder Sultans-Sitz befindet sich eine Art Leibwache, deren Schilde, Leopardenfelle und blank polierte Wurfeisen malerisch an Pfählen und Baumstämmen aufgehängt werden. Jeder der Sultane befleißigt sich einer stolzen gravitätischen Haltung. Manche haben sich als wahre Wüteriche bewährt und durch plötzliches, willkürliches Herausgreifen und Töten beliebiger unschuldiger Unterthanen Furcht und Schrecken vor ihrer souveränen Macht zu verbreiten gesucht. Die Sultanswürde ist erblich und geht auf den ältesten Sohn des Bjän über. Die anderen Prinzen, die Bjänki, werden gewöhnlich zu Distriktchefs und Unterbefehlshabern ernannt. Jede Mbanga hat eine große hölzerne Signaltrommel. Droht dem Sultanat Gefahr, so erdröhnt dieses Instrument, und sofort werden die Signale von einem Punkte des Distriktes zum anderen fortgepflanzt. In kurzer Zeit ist dann die ganze Gegend alarmiert und wird damit zugleich die wehrfähige Mannschaft einberufen. Dieselbe Trommel wird benutzt, um Jagdpartieen oder die Genossen zu einer Festlichkeit zusammen zu berufen. (Fig. 64.)

Abergläubisch wie alle Afrikaner, haben auch die Niam Niam ihre Zauberdoktoren (Fig. 62), deren Einflüsse sich bei ihnen häufig genug zum Nachteil ihrer Mitmenschen bemerkbar machen. Mit dem Ausdruck borru bezeichnet dieses Volk die Ausübung religiöser Handlungen bei den Mohammedanern, sowie auch ein eigenes Augurium, mittelst dessen sie sich bei den unsichtbaren Mächten Rat über etwaiges Glück oder Unglück für bevorstehende Unternehmungen erholen. Dies Augurium besteht aus einer Holzbank, über welche sie mit einem Pflock gleich einem Hobel hin- und herfahren. Rutscht der Pflock dabei glattweg, so steht alles gut, bleibt der Pflock jedoch anhaften, so steht Böses in Aussicht. Auch haben diese Leute ein Hühneraugurium. Man reicht einem Huhn den Holztrank Bjängje. Stirbt das Tier daran, so bedeutet dies Kriegsunglück; übersteht dagegen der Vogel den Trank, so bedeutet das Siegesglück. Auch duckt man den Kopf eines Hahnes so lange unter Wasser, bis er die Erscheinungen

Fig. 62.



Zauberer der Niam Niam.

der Erstickung wahrnehmen läßt. Kommt er danach wieder zu sich, so bedeutet das Glück u. s. w. Nie betreten die Niam Niam den Kriegspfad, ohne vorher ein Augurium befragt zu haben. Diese Art Gottesurteile werden auch angestellt, um die Schuld oder Unschuld eines Menschen, selbst einer Hexe, zu beweisen. Bei allen derartigen Gelegenheiten spielt der oben erwähnte Zaubermeister seine verhängnisschwere Rolle. Unter den Niam Niam sind die Waldkobolde und bösen Geister von derselben Bedeutung wie unter den Bongo. Jener verdüsternde Eindruck finsterer, sumpfiger Urwälder, welcher den an sich melancholischen Charakter des südamerikanischen Indio umstrickt, wirkt unter ähnlichen äußeren Verhältnissen in ähnlicher verstimmender Weise selbst auf das sanguinische Temperament des Nigritiers ein.

Will ein Niam Niam heiraten, so wendet er sich an seinen Bjän. Dieser weist dem Kandidaten eine Frau zu. Kauf der Frauen findet nicht statt. Es herrscht Vielweiberei. Die häuslichen Sitten deuten auf strenge Zucht. Untreue zieht häufig sofortige Bestrafung mit dem Tode nach sich. Mutter vieler Kinder zu sein, bildet hier einen Ehrentitel für die Frau. Schweinfurth rühmt es als einen schönen Vorzug der Niam Niam, daß sie an ihren Frauen mit grenzenloser Liebe hängen, und belegt diesen Ausspruch mit Beispielen. Bei der Verheiratung wird ein Brautzug veranstaltet, wobei der Häuptling, von Musikanten, Sängern und Hanswürsten umgeben, die Braut ihrem Zukünftigen zuführt. Darauf folgt ein gemeinschaftliches Mahl.

Das Weib hat außer der Bestellung des Ackers die Speisen zu kochen, den Mann zu frisieren und zu bemalen. Das Kind wird, selbst schon verhältnismäßig groß, in einer Ledertrage an der einen Körperseite mitgeschleppt. Letztere Vorkehrung wird in sehr hübscher Weise durch eine der Buchta'schen Photographieen erläutert.

Die Niam Niam sind nicht ohne industrielles Geschick. Sie schnitzen die Stühlchen, Schüsseln und Terrinen mit Fußgestellen aus Holz, verfertigen zierliche Töpferarbeiten, schmieden ihre Eisen-

waffen u. s. w. Einen Teil der letzteren, und zwar die besten, beziehen sie freilich von den Monbuttu.

Sie vertreiben sich die Zeit mit dem Mangalaspiel (S. 93), mit der Musik und dem Gesang. Das Mangala ist laut Schweinfurths wohlberechtigter Annahme von Centralafrika nach Nubien und Ägypten gelangt. Es ist unter den Völkern des Gazellenflußgebietes, bei den Monbuttu, Wolof, Mandinka, Kadje, Fulbe und, in etwas veränderter Form, selbst bei den Balonda in Gebrauch. Jeder Spieler führt 24 Steinchen oder Kauris bei sich, die in den 16 Löchern eines auf vier Füßen ruhenden, länglichen Spielbrettes hier- und dorthin verlegt werden. Musik wird zunächst auf mit geschnitzten Menschenköpfen ꝛc. verzierten Harfen gemacht, deren Form vielfach an diejenige der altägyptischen erinnert (S. 169, Fig. 61). Sie begleiten das Saitenklingen mit einem halb näselnden, halb tremulierenden Gesange. Auch benutzen sie eiserne und hölzerne Glocken, sowie Pfeifen. Sie haben professionelle Sänger, Nsanga, eine Art Barden, phantastisch mit Federn, Krallen, Zähnen, Tierknochen, Wurzeln u. s. w. aufgeputzt. Dies Gewerbe kehrt in vielen Teilen Afrikas wieder, es findet sich im Westen z. B. in der Person der senegambischen Griots u. s. w. Mit dem Namen Nsanga bezeichnen die Niam Niam auch das unter ihnen bestehende Institut der Lustdirnen. Diese gehen meist aus kinderlosen, geschiedenen Frauen hervor.

Bei Trauerfällen scheren diese Nigritier ihr Haar und streuen dasselbe in alle Winde. Der Leichnam wird mit Rotholz eingerieben, mit Fellen und Federn geschmückt und halbsitzend auf Bänken oder liegend in gehöhlten Baumstämmen beerdigt. Man stellt in dem Grabschacht eine Seitenkammer her, verschalt diese mit Brettern, schüttet Erde hinab und errichtet einen Togul darüber, der ohne Pflege bald verfällt.

Wie oben schon angedeutet, zerfällt das Niam Niam-Land in verschiedene, von einander unabhängige Königreiche oder Sultanate.

Zu diesem Volk müssen die neuerdings von Marno, Buchta

Fig. 63.

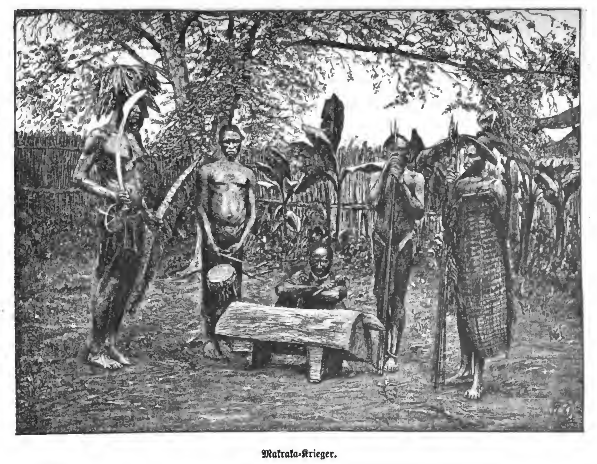
Makraka-Hütten.



und Junker besuchten Makraka und Bombe gerechnet werden. Sie sind vor etwa vierzig Jahren bei inneren Wirrsalen und beständigen Feindseligkeiten in ihrem eigenen, weit im Westen gelegen Lande. nach Osten ausgewandert und verhalten sich seit jener Zeit, nach vielen Kriegen und Raubzügen gegen die noch jetzt Enklaven in ihrem Lande bildenden Ligi, Fadjellu, Abukaya, Abaka, Mondu, Moru und Kakuak friedlich zu diesen. (Junker.) Die Makraka sind nach einer mir von Herrn Buchta mitgeteilten bildlich erläuterten Angabe dunkelrötlich braun. Ihre Züge sind grob, breit und mit sehr vorgebauten Kiefern, ihre Körper zwar untersetzt, aber mit deutlicher hervortretender Muskulatur als bei den westlichen Niam Niam versehen. Der Fettsteiß kommt bei ihnen nicht selten vor. Sie haben nach Marno vieles von ihren Nachbarstämmen angenommen und bieten noch nicht jenes urtümliche, charakteristische Bild der eigentlichen Sande dar. Sie tättowieren Brust, Bauch und Arme. Die Hüften werden, wo es irgend angeht, mit einem kurzen Zeugschurz bedeckt. Das Haar wird wie bei jenen lang getragen, auch wohl mit falschen Zöpfen durchflochten. Männer mit Knebelbärten sind nach Marno häufig. Ihr Putz und ihre Waffen, ihr Hausrat u. s. w. ähneln denselben Gegenständen der Niam Niam, nur pflegen jene die Ränder ihrer Rohrschilde mit Fellfransen zu verzieren. Ihre Togule sind sehr geräumig; die Dächer derselben werden durch verschiedene von dem Unterbau ausgehende Holzgabeln gehalten, sodaß oben eine dem Luftzug zugängliche Lücke bleibt. Manche dieser Hütten haben außen eine ringsum laufende Erderhöhung. An den Wänden werden rote, schwarze und weiße Striche und Punkte nicht gespart. Ihre Kornspeicher sind groß, solide und nett gebaut. Weder Marno noch Buchta sahen hier die eigentümliche, von Schweinfurth abgebildete Togulform der südlichen Sande. (Fig. 63, 64.)

Alle Niam Niam sind ein kriegerisches Geschlecht, aus welchem tapfere und ausdauernde Soldaten hervorgehen (S. 144). Im Kriegsleben sehr grausam und rücksichtslos, ihre Gefangenen als eine Art fleischliefernden Viehs ansehend, fehlt es ihnen den-

Fig. 64.



Makraka-Krieger.

noch nicht an guten, weiterer Ausbildung fähigen Eigenschaften. Sie wurden von den chartumer Händlern gern zu Narakik (Sing. Narkuk) gewählt, welche, mit den schweren Elefantenstutzen bewaffnet, die Artillerie der Elfenbein- und Sklavenkarawanen darstellten. Beim Zusammentreffen mit feindlichen Stämmen brachten die Narakik durch Schüsse ihrer mit Posten geladenen Büchsen selbst die standhaftesten Gegner zum Weichen. Aber diese Leute waren leicht zu Meutereien geneigt und erschlugen bald einmal ihre Herren, so z. B. den Mohammed Abd el Samat, Schweinfurths berüchtigten Begleiter.

In sprachlicher und rein anthropologischer Hinsicht nähern sich die Niam Niam nicht allein den Fan des Ogowegebietes, sondern allem Anschein nach auch den westlich vom Tanganika-See hausenden Manyema.

Zwischen dem südlichen Niam Niam-Gebiet des Bjän Uando und dem Monbuttu-Lande findet sich dasjenige der Abanga (Sing. Banga). Diese sollen von jenseits der breiten die Territorien der Sande und Monbuttu trennenden Grenzwildnis herübergekommen und erst vor kurzem in das Niam Niam-Land eingewandert sein, wo sie sich dem Uando unterstellten. Auch die Amadi (Sing. Madi, nicht zu verwechseln mit den südöstlichen Madi und den Mittu-Madi) haben sich in den Gangarabergen des Indimma'schen Gebietes niedergelassen. Abanga und Amadi sind den Monbuttu an Sitten und Lebensweise (nach Schweinfurth) völlig identisch, hinsichtlich ihrer Sprache von diesen jedoch dialektisch verschieden. Beide Stämme haben sich, wie es scheint, auf der Südgrenze des Niam Niam-Landes mit dessen Bevölkerung stark vermischt. Die ackerbauenden Abanga üben, wie die Monbuttu, die Beschneidung aus. Ihre Hütten lassen die Togulform vermissen und zeigen bereits die charakteristischen Giebelbauten der Monbuttu und der westafrikanischen Stämme. Hier entwickelt sich die Kultur der Mandioca, die nach Ansicht unseres ausgezeichneten Botanikers von Angola aus ihre Verbreitung nach diesen Gegenden gefunden hat.

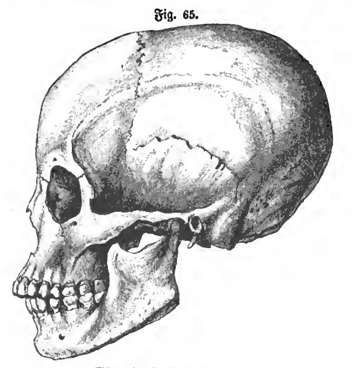
Südlich von den Abanga streift der beträchtliche Uëllefluß das Monbuttuland. Dieser und sein Zufluß, der Kibali Schweinfurths, der Kibbi Junkers, ist wahrscheinlich mit Stanleys Aruwini identisch und ergießt sich in den Congo oder Zaire. Das Quellland des Kibali befindet sich in den westlich vom Albert Nyanza gelegenen Bergen im Lande der Kalika und Lubari.

Das Land der hochmerkwürdigen Monbuttu oder Mombutu weist wie das Niam Niam-Land großartige Galeriewälder auf. Hier finden sich (wie bei den Abanga) die 80 Fuß hohe und 8—12 Fuß dicke, zu den Brotfruchtbäumen gehörige Treculia mit kopfgroßen, kugligen Früchten, der nach Welwitsch 130 Fuß Höhe erreichende angolesische Maulbeerbaum, ein Muskatnußbaum (Myristica) und das namentlich in Westafrika verbreitete Rotholz (Pterolobium santalinoides). Riesige Bartmoose, unserer Usnea florida verwandt, hängen ähnlich wie in Habesch mit ihren grauen Strängen aus dem tiefen Grün der höheren Laubregionen herab. Das schon S. 163 erwähnte, von Schweinfurth Elefantenohr genannte Farnkraut ist nicht minder auffällig als die kolossalen Gehänge der Mucuna urens. Die imposanten Blütenbüschel einer Combretacee (Cacoucia) mit großen hochroten Deckblättern und Blüten leuchten aus der Tiefe der Gebüsche hervor, wie feurige Fackeln aus dem Dunkel der Nacht. Mit ihnen wetteifert die Pracht der Spathodeen, auf jeder Astspitze einen hohen Thyrsus großer orangegelber Blütenglocken tragend. Die gewaltigen Baumstämme sind mit wildem Pfeffer dicht berankt. Einer hier vorfindlichen Art Trompetenbäume, dem Imbauba (Cecropia) der brasilianischen Urwälder ähnlich, gehört vielleicht auch ein merkwürdiges, von mir am Fasogloberge beobachtetes Baumgebilde an. Die Schwertbohne, hier Moroko genannt (Entada scandens), mit fünf Fuß langen, handbreiten Hülsen und riesigen Samen, durchspinnt mit ihrem Geschlinge das niedere Strauchwerk am Ufer der Bäche. Diese werden von den großen Blättern der Aroideen und Ingwergewächse beschattet.

Stuhlrohr, Schraubenpalmen (Pandanus) und Weinpalmen (Raphia vinifera) tragen dazu bei, den tropischen Typus dieser Wälder zu erhöhen, in denen die Baumtermite (Termes arborum) ihre tonnengroßen Bauten in schwindelnder Asthöhe errichtet.

Das ganze Monbuttuland mag etwa nur 4000 Quadratmeilen umfassen, gehört aber zu den bevölkertsten des Erdteils.

Fig. 65.



Männlicher Monbuttu-Schädel.

Die Eingeborenen sind, wie die beifolgende Abbildung eines authentischen Schädels (Fig. 65) selbst dem Dilettanten in der Völkerkunde darthun wird, ein echt-nigritisches Volk von einem Hautkolorit, dessen dunkelbraunem Grundton ein leichter gelblicher Schiller anhaftet. Schweinfurth spricht von der Farbe des gemahlenen Kaffees. Das würde nach Buchta's Farbenskala wohl zutreffen, wenn man das Wort „mattgebrannt" hinzufügen wollte.

Sie sind mittelgroß, schlank und muskulös, aber auch, wie mir von Kennerseite versichert worden, proportioniert gebaut. Die Köpfe sind lang. Das Gesicht ist länglich und durch eine

Fig. 66.



Monbuttu-Mädchen.

vorspringende, öfters gebogene und breite Nase, durch sehr hervorstehende schiefzähnige Kieferbildung und breite wulstige Lippen ausgezeichnet. Das Haar ist etwas länger als bei vielen anderen Nigritiern, der Bartwuchs ist etwas entwickelt. Dies erinnert, wie die Schädelbildung und noch so manches andere, an

die Kannibalen des Ogowe-Gebietes. Die Weiber sind im allgemeinen schlank. Junge Mädchen bilden nicht üble Erscheinungen (Fig. 66), angenommen, daß man den Standpunkt der nigritischen Körperbeschaffenheit im Auge behält. (Das.) Merkwürdig bleibt das von Schweinfurth erörterte, häufigere Vorkommen hellhaariger Individuen. Nach der bestimmten Angabe unseres Reisenden müssen mindestens fünf Prozent der Bewohner „blondhaarig" sein. „Die letzteren erscheinen indes stets mit dem feingekräuselten Wollhaar der sogenannten Negerrasse ausgestattet und waren zugleich die am lichtesten gefärbten Menschen, welche mir, seit ich Unterägypten verlassen, unter die Augen kamen. Dieses Blond hat indessen nichts mit dem unsrigen gemein, es erscheint von unreiner und wie mit Grau gemischter Färbung, dem Hanf vergleichbar. Besonders hellfarbige Individuen verrieten in ihren Augen fast immer etwas Krankhaftes und gaben manche Merkmale von ausgesprochenem Albinismus zu erkennen. In dieser Hinsicht erinnerten sie aufs überraschendste an eine Schilderung, welche Isaak Vossius in seinem Buche vom Ursprunge des Nils von den weißen Männern entworfen hat, die bei dem Könige von Loango gesehen wurden: „Auch sind sie sehr schwach und blöde von Gesicht und drehen die Augen eben als wenn sie schielten." „Daß hier mit einer Verringerung des Hautpigments zugleich eine lichtere Haarfärbung verknüpft ist, stellt diese Rasse in einen gewissen Gegensatz zu allen hellfarbigen Bewohnern des nördlichen Teils von Afrika, mit alleiniger Ausnahme der Berberrasse Marokkos, unter der Blondhaarige häufiger vorzukommen scheinen." Ich erinnere nun hierbei an das S. 97 über die Zabala Bemerkte und an die häufiger blondhaarigen Berbern (Schauja) Algeriens. Schweinfurth bemerkt fernerhin, daß der physiognomische Ausdruck der Schädel- (sagen wir lieber Kopf-) bildung der Monbuttu in vielen Fällen an den typischen Charakter der semitischen Völker anzuklingen scheine. Namentlich soll die Nasenbildung häufig durch ihre größere Länge und Krümmung von der gewöhnlichen Form der Negerrasse abweichen. Ich

bemerke hierzu, daß gekrümmte Nasen selbst bei spezifisch-nigritischen Völkern gar nicht selten sind, daß aber die an die Fan erinnernde Schädelbildung der Monbuttu jeden Zweifel an dem specifischen Nigritiertum der Monbuttu ausschließt.

Diese Menschen bekleiden sich mit dem eingeweichten und geklopften Bast des Rokko-Feigenbaumes (Urostigma Kotschyanum), welcher sich bis nach Fasoglo hin erstreckt. Die Fasern dieses Bastes verweben sich, wie Schweinfurth sehr richtig angiebt, miteinander, als wären sie geflochten. Mir selbst haben Proben dieses Baststoffes vorgelegen, welche an ein grobes wollenes Köper-Gewebe erinnerten. Dieser etwas steife, mit Rotholz gefärbte Stoff bedeckt den Körper von der Herzgrube bis zu den Knieen; er wirft, durch einen Gürtel um die Taille gehalten, etwas ungefüge, stellenweise sich aufbauschende und vom Körper abhebende Falten. Die Weiber dagegen bleiben bis auf ein kleines Stück Bananenblatt oder ein kleines Stück Rindenzug, welches an die Gürtelschnur befestigt wird, völlig nackt. Beim Sitzen pflegen sie die spannbreite, grobgewebte Kindertrage, die sie gewöhnlich über dem Arm haben, quer vor sich auf den Schoß zu legen.

Die Männer schmieren sich von oben bis unten mit Rotholz und Fett ein. Die Frauen bemalen sich in den denkbar verschiedensten Mustern von Sternen, Kreuzen u. s. w. mittelst Blippo, des schwarzen Saftes der Gardenia mallifera. Auch tättowieren sie sich mit bandartig in der Richtung der Achseln über Brust und Rücken verlaufenden Punktreihen.

Beide Geschlechter flechten ihr Haar in einen langen, cylindrischen Chignon über ein Rohrgestell, während die Stirnhaare in dünnen Zöpfen über den Vorderscheitel gezogen werden. Diese Zöpfe sucht man auch wohl mit fremdem, einen Handelsartikel bildendem Haar — letzteres wird auch von im Kriege Gefallenen entnommen — zu verdicken. Männer stülpen einen oben viereckig endigenden Strohhut über den Chignon. Solch ein Hut wird mit den roten Steuerfedern des grauen Papagei (Psittacus erythacus) oder mit zersplissenen Falken- und Adlerfedern sehr phan-

istisch aufgeputzt. Die Weiber tragen ihr Haargeflecht frei, ecken aber kleine Haarnadeln und aus den Stacheln des Stachelschweins verfertigte Kämme hinein. Das Ohrläppchen wird durchbohrt und dergestalt erweitert, daß ein cigarrendicker Stab durch die Öffnung geht.

Man bewaffnet sich mit großen, oblongen Holzschilden, mit Lanzen von der verschiedensten Form, mit Säbelmessern, Bogen und Pfeilen. Die Säbelmesser sind an verzierten Holzheften be-

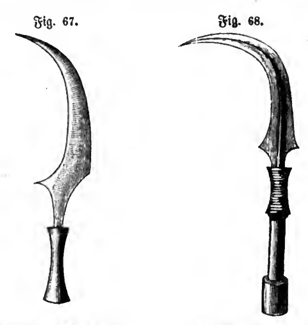


Fig. 67. Altägyptisches Säbelmesser.

Fig. 68. Säbelmesser der Monbuttu.

festigt und von einer mannigfach variierten Sichelform. Ähnliche Waffen sieht man zu Karnak, Medinet Abu, Derr und Abu Simbil in der Hand der Pharaonen dargestellt (Fig. 67, 68). Die Bogen haben 1 Meter Länge und in der Mitte ein Schildchen zum Schutz der Finger gegen den Rückprall der aus Stuhlrohr verfertigten Sehne. Kupferdraht und Kupferplatten dienen zur Verzierung der Lanzenschafte und Säbelschafte, der Bogen und Schilde, der aus Büffelhaut verfertigten Ringe, der Gürtelriemen,

der Ohrstäbe u. s. w. König Munsa liebte es, hunderte gänzlich aus Kupfer geschmiedete Prunklanzen bei Gelegenheit öffentlicher Feierlichkeiten auszustellen. Dies Metall stammt wahrscheinlich aus Dar Fur. Eisen wird im Lande ausgeröstet und geschmiedet. Man verfertigt daraus zierliche Ketten, die Waffen, ferner Beil- und Spateneisen. Nach einer unverbürgten Nachricht soll hier sogar Platin gefunden werden.

Die Monbuttu sind geschickte Holzarbeiter. Sie verfertigen Schüsseln, Schemel, Pauken, Schilde, Signalapparate (Fig. 64) und Boote. Manche dieser letzteren, aus einem Stamm gehauen, sind 10 m lang und beinahe 2 m breit. Eine Art sehr zierlich geschnitzter Bänke, 1500 mm lang, werden aus den Blattstielen der Weinpalme gearbeitet. Als Lehne dient eine gegen den Sitz zu stellende Krücke aus quirlartig geformtem Geäst des Seidenwollbaumes (Eriodendron). Vorzüglich sind ihre Töpfergeräte. Man formt hier sogar sehr hübsche, drei-gegliederte, mit Kreuzriefen und sechs Henkeln versehene Wasserkruken. Körbe und Matten werden aus Rattan geflochten. Da die Chignons hindern, so trägt man die Körbe mittelst zweier Achselgurte auf dem Rücken, wie ähnliches auch nach Schuwer bei den Sienetjo (S. 97) geschieht. Die Monbuttu lieben eine chromatische, tobende Musik auf vielgestalteten Hörnern, Schalmeien und Pauken. Auf ersteren verstehen sie das Gebrüll der großen Raubtiere und das Schmettern der Elefanten täuschend nachzuahmen.

Der hier übliche Baustil erstreckt sich durch Innerafrika bis nach Ober- und Niederguinea hin. Die einzelnen Häuser sind nur etwa 15—20 Fuß breit und 25—30 Fuß lang. Das Dach ist giebelförmig, an den Seiten etwas eingebogen, es überragt mit seinen Firsten den Unterbau. Dasselbe besteht aus Blättern der Weinpalme und wird mit Bananenblättern, Stroh, Gras oder Rinde gedichtet. Die geschlossenen Wände sind durchschnittlich 5—6 Fuß hoch und haben ein Gerüst von den braunen Wedelrippen jener schönen Palme. Dies wird mit einer Fütterung von Rinde ver-

sehen, deren einzelne Stücke mit feingespaltenem spanischen Rohr zusammengenäht werden.

König Munsa verfügte über Hallen fast von der Konstruktion der Bahnhöfe, d. h. Gebäude von 150 Fuß Länge, 60 Fuß Breite und 50 Fuß Höhe! Diese Baulichkeiten sind äußerst solide und leisten selbst den heftigsten Stürmen Widerstand. Eine einzige bequeme Thüröffnung giebt den Zugang für Luft und Licht ab. Sie wird mittelst eines Brettes verschlossen. Jedes Haus enthält einen vorderen Wohn- und einen hinteren Vorratsraum. Nur Munsa's Residenz bildete nebst Zubehör ein großes Dorf. Sonst stehen die Häuser, dem Thalgesenke der Bäche folgend, weilerartig gruppiert. Zwischen ihnen und den Thalsohlen dehnen sich die Bananenpflanzungen aus. Weiter oben befinden sich die mehr trockenes Terrain auf der Höhe beanspruchenden Bataten- und Colocasienfelder.

Dies Volk baut weder Durra noch Dochn, sondern außer Pisangs und einiger Eleusine nur Mais um die Hütten her, ferner aber Mandioca, Bataten, Yams, Colocasia, Sesam, Tabak, Zuckerrohr und die stattliche, übrigens hauptsächlich nach Westafrika hin gehörende Ölpalme (Elaeis guineensis).

Außer kleinen Hunden von der Niam Niam-Rasse und außer Hühnern benutzen diese Menschen nur zeitweise halb domesticierte Pinselohrschweine (Potamochoerus penicillatus). Ihren Bedarf an Fleisch decken sie durch die Jagd auf Elefanten, Büffel, Wildschweine, Antilopen, graue Papageien, Perlhühner, Frankolinhühner, Trappen u. s. w. Sie bauen die Tephrosia Vogelii in ihren Dörfern an und benutzen deren Kraut zum Vergiften der Fische. Sie bereiten ihre Speisen sorgfältig, gewinnen Stärkemehl aus Mandioca, fetten die Gerichte mit Palmöl, ferner mit dem Öl der Erdnüsse, des Sesam, der Frucht der Lophira alata, sowie mit den Leibern der Termitenmännchen. Sie benutzen das Zuckerrohr nur zum Kauen. Als Gewürz dienen ihnen außer rotem Pfeffer wilde Ingwerknollen, die Früchte zweier

Nachtschattenarten, Pilze u. dgl. Reizmittel finden sie neben Tabak in früher nur aus West-Sudan bekannt gewesenen Guru- oder Kolanüssen, den Früchten der Sterculia acuminata, einem Analeptikum ersten Ranges. Dieser Baum wird bei ihnen beobachtet.

Sie sind übrigens eingefleischte Kannibalen, welche die gefallenen Feinde zerschneiden und ihr Fleisch in gedörrtem Zustande aufbewahren. Die lebendig Gefangenen treiben sie gleich einer Viehherde vor sich her, um sie später zu schlachten und aufzufressen. König Munsa delektierte sich besonders an Kindern, die, wie das Gerücht ging, täglich für ihn geschlachtet wurden. Wie die meisten Anthropophagen, scheuten sich auch die Monbuttu, ihrer scheußlichen Sitte offen vor den Augen fremder Besucher zu fröhnen. Jetzt wird ihnen ihre wilde Gier durch die ägyptischen Zwingherren benommen.

Diese Monbuttu sind von Hause aus eine kriegerische Nation von stolzem herrischen Auftreten. Sie grüßen einander mit der Phrase Gassiggi und gleichzeitiger Darreichung der rechten Hand. Dieser Gruß erinnert im Klang an das Salegassi der Kaffern.

Es herrscht schrankenlose Polygamie. Die Weiber gerieren sich sehr frei und benehmen sich den Fremden gegenüber mit schamloser Zudringlichkeit. Auf eheliche Treue scheint man nicht viel zu geben.

Sie üben die Beschneidung der Knaben. Das Wort Allah, Gott, des Islam übersetzen sie mit Noro (Nor der Barabra). Ihre übrigen religiösen Vorstellungen sind uns dunkel geblieben.

Vor Jahren suchte der Elfenbeinhändler Abderrachman Abu Gurun in das Monbuttu-Land einzudringen, wurde aber von Munsas Vater Tikibo zurückgedrängt. Munsas Schwester Nalengbe focht damals, umgürtet und bewaffnet wie ein Mann, mutig an der Spitze der Monbuttu-Krieger, welche zuerst die Wirkung der Feuerwaffen kennen lernten. Erst ein Jahr später kam Mohammed Abd el Samat, vom Könige selbst eingeladen, und eröffnete den friedlichen Verkehr, der lange Zeit ungestört fortdauerte.

Schweinfurth weiß uns viel von dem intelligenten Munsa zu erzählen, dem barbarischen Pomp seiner öffentlichen Aufzüge, von seiner Beredsamkeit, seiner stolzen würdevollen Selbstbeherrschung. Munsa gebot damals über den umfangreichen westlichen, dessen Oheim Degberra über den östlichen Teil des Landes. Munsas Brüder Isingerria, Mummeri und Numa herrschten als Unterhäuptlinge in den Distrikten. Unter Degberra standen dessen Söhne Kubbi, Benda, Kupa und Jangara. Neben diesen Unterhäuptlingen geboten als vornehmste Reichsräte der Intendant über die Waffen, der Oberceremonieenmeister, der Oberküchenmeister und Magazindirektor, der Oberaufseher über die königlichen Weiber und der Dolmetscher für den Fremdenverkehr. Munsa regierte als unumschränkter Monarch. Er monopolisierte den Elfenbeinhandel und erhob regelmäßige Steuern in Gestalt von Bodenerzeugnissen. Außer einer Leibwache hatte der König noch eine ganze Schar von Leibdienern um sich.

Den chartumer Händlern, welchen Munsa sein Elfenbein verkaufte und denen er daher Schutz angedeihen ließ, folgten nach Erlaß des inhaltschweren, S. 71 erwähnten Hattischerif die ägyptischen Regulären und Basinger auf dem Fuße. Einer der cairiner Offiziere, der rohe und gewaltthätige Yusuf Bey, nahm allmählich Munsas Land in Verwaltung. Eine seiner Hauptbeschäftigungen bestand darin, Eunuchen für den eigenen Harem und denjenigen seiner Freunde anfertigen zu lassen. Munsa und sein Bruder Ganga besaßen Töchter, auf welche Yusuf Bey und dessen Wekil Fadlalla ihre Augen geworfen hatten. Die beiden Türken hielten im Jahre 1878 um die Mädchen an. Es ist aber alte Landessitte, daß die Töchter der Könige nur solche eingeborne Häuptlinge heiraten dürfen, welche sich durch große Tapferkeit im Kriege ausgezeichnet haben. Die wiederholt abgewiesenen Bewerber beschlossen nun, ihre Angelegenheit mit einem Schlage zu Ende zu bringen. Fadlalla wiederholt eines Tages vor dem bei seiner Familie speisenden Munsa jene Anträge. Abermalige Weigerung. „Dann stirb!“ donnert der Türke dem Munsa zu, streckt ihn

mit zwei Gewehrschüssen nieder und bemächtigt sich seines ganzen Harem. Ganga wurde in ähnlicher Weise durch Yusuf Beys Sklaven Gamberi ermordet und der Mörder an des Opfers Stelle zum König eingesetzt. Munsas und Gangas Familien wurden nach den Stationen Rumbek und Ayak gebracht. Der jüngste Bruder der ermordeten Fürsten erlag einem Versuche, ihn zum Eunuchen zu machen!

Das ist das klägliche Ende des einst so mächtigen,. in der ganzen gebildeten Welt populär gewordenen Kannibalenherrschers, dessen Wink bis noch vor einem Jahrzehent ganze Provinzen erzittern machte.

Das Niam Niam- und Monbuttu-Land sind Teile der Mudirie Rol geworden. Die beiden mächtigsten Sultane der Niam Niam, Mbio und Mdarama, haben sich Emin Pascha unterworfen, nachdem ersterer seit Gessi's Abzuge eine Zeit lang den Ägyptern siegreichen Widerstand geleistet hatte. Gegenwärtig ist eine Reihe von Militärposten über diese Länder verteilt: außer Rumbek und Ayak noch Kabajendi, Ngosa, Wandy, Wau, Djur Gattas, Rimo u. s. w. Es sind das zum Teil die früheren Zeribas von chartumer Händlern, deren Erbschaft die Regierung angetreten hat.

Als zu Schweinfurths Zeit das Reich Munsas noch in Blüte stand, unternahmen die Monbuttu nicht selten kriegerische Züge in südliche Gebiete, deren nigritische Bewohner von den Unterthanen Munsas mit dem verächtlichen Namen Momwu bezeichnet wurden. Sie sollten die Sprache der Babuckur (S. 150) reden, und mußten sie als Kriegsgefangene der Monbuttu nicht selten den kannibalischen Gelüsten ihrer unbarmherzigen Sieger dienen. Südwestliche Nachbarn der Monbuttu sind die Mabode, noch weiter in Südsüdwest wohnen die Massansa. Im Süden und Südosten hausen die Nemeige, Bissanga und Domondu, gewöhnliche Ziele der Munsa'schen Razzias. Viele Tagereisen weit im Süden und Südosten der Monbuttu wohnen die Maoggu (vielleicht Baker's Malegga in

Ulegga), deren mächtiger König mit Munsa im Verkehr stand und diesem prächtige Zebus zum Geschenk gesendet hatte.

In Südsüdwest von den Monbuttu hausen die Akka als Grenznachbarn und zum Teil als ehemalige Unterthanen Munsas. Diese, die Ticki Ticki der Niam Niam, verwirklichen manche Sagen und Gerüchte, die von altklassischen Schriftstellern, den Homer, Ovid, Oppian, Aristoteles, Herodot u. s. w., von den beiden letzteren in greifbarerer Form, über die „Pygmäen" verbreitet worden sind. Das Land der Akka wird von Zuflüssen des Uëlle durchströmt. Adimoku, einer der an Munsas Hof als Merkwürdigkeit gehaltenen Akka, gab Schweinfurth, dem eigentlichen Entdecker dieser Pygmäen, eine Anzahl Stämme und Häuptlinge seines angeblich vier Tagereisen weit von der Monbuttu-Residenz wohnhaften Volkes an. Mummeri (S. 187), aus einem siegreichen Zuge gegen die Momwu heimkehrend, führte damals seinem königlichen Herrn und Bruder einen Teil der Beute zu. In seinem Gefolge befand sich ein ganzes Corps von Akka. Leider konnte unser Reisender diese zahlreichen Pygmäenkrieger nicht näher in Augenschein nehmen. Derselbe erhielt aber von Munsa einen 15—16jährigen Akka, Namens Nsewue, zum Geschenk, der leider 1½ Jahre später zu Berber starb. Später haben Marno, Chalié Long Bey, Miani, Gessi und Buchta solche Akka zu Gesicht bekommen und sind jetzt sogar einige Exemplare dieser kleinen Leute nach Europa gelangt. So z. B. sind zwei Knaben Miani's in Verona bei der gräflichen Familie Miniscalchi-Erizzo untergebracht und werden daselbst erzogen. Ein nebenan (nach einer Photographie) dargestelltes Mädchen Gessi's ist nach Triest gebracht worden (Fig. 69). Die Akka sind von lichtkaffeebrauner Farbe und nach Schweinfurth im allgemeinen 1500, höchstens 1600 mm groß, welche Höhe der durchschnittlichen 16 jähriger Europäerkinder entsprechen würde. Nsewue hatte bei seinem Tode die wahrscheinlich definitive Höhe von 1340 mm erreicht. Diese Leute haben einen verhältnismäßig großen, abgerundeten, langen Kopf, einen dünnen Hals, eine gewölbte Stirn, vorsprin-

gende Kiefern, ein kleines, zurückweichendes Kinn, eine gegen die Stirn deutlich abgesetzte Nasenwurzel, eine kurze, breite Nase mit stark entwickelten Flügeln. Die Augen sind groß, gut geschlitzt

Fig. 69.



Gessi's Akka-Mädchen.

und von lebhaftem Ausdruck. Die Lippen sind wulstig. Das Haar ist krauswollig, in Büscheln wachsend, schwarz oder fahl-bräunlich. In Afrika zeigen diese Leute sehr dicke Bäuche, die

aber einer zweckmäßigen Lebensweise weichen. Die Arme und Hände sind proportioniert, die Beine aber dünnwadig, in den Unterschenkeln etwas nach außen gebogen. Die Füße sind etwas breit, aber sonst wohlgebildet. Die ganze Erscheinung auch der jugendlichen Akka macht einen abnormen, etwas verwachsenen Eindruck, der aber bei besserer Pflege sich einigermaßen zu gunsten der Individuen ändern soll. Einer der beiden Knaben, Cherallah, hatte im Alter von etwa 15 Jahren 1410 mm, der andere, Thibaut, hatte mit 20—21 Jahren 1420 mm Höhe erreicht. Das Mädchen Saida zeigte im Alter von 15—16 Jahren 1340 mm Höhe. Diese drei Individuen bewährten sich im ganzen gutartig und gelehrig. Cherallah und Thibaut haben die Volksschule gut absolviert und fertig Italienisch gelernt. Letzterer ist außerdem ein leidlich gewandter Klavierspieler geworden. Saida sollte an dem unbeständigen Klima von Triest und am Heimweh kränkeln. In der Heimat gelten die Akka als scheue, aber intelligente Menschen, welche mit Lanze und Bogen geschickt umzugehen wissen und gute Jäger abgeben. Die von Munsa gehaltenen, von ihm gut verpflegten Akka verhalfen den gern faulenzenden Monbuttu zu reichlicher Jagdbeute. Im allgemeinen sind aber diese kleinen Leute ihren stärkeren Nachbarn nicht gewachsen. Sie erscheinen dem allmählichen Untergange geweiht.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Akka zu den Bakke Bakke der altportugiesischen Berichte, zu den neben den Aschango wohnenden Obongo des Ogowegebietes, zu den Babongo, Loango's, den Doko im Süden Abyssiniens und den San oder Buschmännern Südafrikas in verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Alle diese Stämme scheinen die Reste eines sich nur in geringen Körperdimensionen haltenden Urvolkes zu sein, welches durch die kräftigeren, mehr zu politischen Einheiten gruppierten nigritischen Völker auseinander gesprengt und nach versteckten, waldigen Winkeln des afrikanischen Festlandes verdrängt worden ist. Nach Langer und Luschan beruht die kleine Statur der Buschmänner nicht so sehr auf einer Verzögerung des Wachstums, d. h. auf

einer kleineren, Jahr auf Jahr verteilten Wachstumsquote, als vielmehr auf einem frühzeitigen — etwa schon im 14. Lebensjahre eintretenden — Wachstumsstillstande, eine Annahme, welche Luschan nach an Akka vorgenommenen Messungen für diese direkt bestätigt fand. Letzterer Forscher sagt mit Recht, daß man überhaupt, so lange weitere Untersuchungen noch fehlen, einen derartigen frühzeitigen Stillstand des Wachstums für alle afrikanischen Zwergvölker und vielleicht auch für die kleinen Bewohner des höchsten Nordens, die Lappen und Eskimos, als die nächste Ursache ihrer geringen Körperlänge werde betrachten müssen. Es handelt sich bei diesen Völkern keineswegs um einen Zwergwuchs im Sinne der pathologischen Anatomie, sondern um Vorgänge, welche sich zweifellos innerhalb der physiologischen Breite abspielen. Luschan möchte daher statt des allgemein beliebten Namens „Zwergvölker“ die Herodotsche Bezeichnung „Pygmäenstämme“ eingeführt sehen.

VI. Die unabhängigen See-Reiche Uganda und Unyoro.

Früher erstreckte sich um den Ukerewa Nyanza her, sowie zwischen ihm und dem Mwutan Nzige das große Reich Kitara. Speke schreibt die Gründung desselben den Wahuma oder Gala zu. Wahrscheinlicher ist nur, daß zwar Wahuma das Reich errichtet und ihm seine Fürstengeschlechter, seine Häuptlinge geliefert, daß das Volk von Kitara aber eine von den Gala etwas verschiedene nigritische Rasse gewesen sei. Jetzt sind die Wahuma des alten Kitara-Reiches wieder zur Rolle der Hirtenstämme des Landes degradiert und das einheimische Element hat die Eindringlinge wenigstens im nördlichen und westlichen Teile des alten Reiches überwuchert. Aus Kitara sind die Reiche Unyoro, Uganda und Uddu entstanden.

Nach Speke's Erkundigungen nannten die Wahuma von Unyoro die Eingeborenen ihrer den Ukerewa-See einfassenden Länder Wiru oder Sklaven. Diese mußten den königlichen Hofhalt mit Nahrung und Kleidern, mit Kaffee und Bastzeug versehen. Die Bezeichnung Wiru im nördlichen Dialekt ging in Waddu der südlichen Dialekte über. Hier bedeutet wie in Ostafrika die Vorsilbe U ein Land, Ma (M) ein Individuum, Wa ein Volk, Ki eine Sprache. Deshalb bedeutete auch Uddu das Land der Waddu, der Sklaven. Dies blieb bis vor 18 Generationen vereinigt. Da kam der Sage nach ein Jäger aus Unyoro, Namens Uganda, mit einer Meute Hunde, einem Speer und einem Schild, um in der Nähe des Sees zu jagen. Die Wiru wurden von ihm mit Fleisch versorgt und machten ihn zum Könige unter dem Vorwande, daß ihr eigentlicher Herrscher doch gar zu weit abwohne. Alles Land zwischen dem Somerset-Nil und Katonga erhielt nun den Namen Uganda und der zum König gewordene Jäger bekam den Namen Kimera. Das war ein großartig veranlagter Fürst. Er schuf einen Palast, eine Armee und eine Seeflotte von großen Booten, wählte Wakungu (Sing. Mkungu) oder hohe Würdenträger und gab viele weise Gesetze. Mit seinem großen Harem hatte er eine Menge Prinzen und auch viele Prinzessinnen gezeugt. Die Wakungu wählten aus der Zahl der Prinzen einen, welcher mütterlicherseits niederer Herkunft war, zum Könige. Die übrigen wurden samt den Frauen in einer Abteilung Hütten untergebracht und von Wächtern überwacht. Nachdem der erwählte König das reife Alter erreicht hatte, wurden die Prinzen bis auf zwei verbrannt. Diese mußten noch eine Zeit lang als etwaige Gefährten des Herrschers zur Disposition bleiben. Einer der Überlebenden wurde später nach Unyoro verbannt, der andere blieb in Uganda als Pensionär. Die Mutter des Herrschers, die Nyamasore oder Königin-Witwe, teilte sich mit dem Sohne in diejenigen Weiber des verstorbenen Königs, welche nicht dessen Grab zu bewachen hatten, erhielt einen Palast mit weiten Ländereien, leitete ihren Sohn zur Regierung an und blieb bis

zum Ende der Minorität die eigentliche Regentin, indem keine irgend beträchtlichen politischen Änderungen ohne ihre Genehmigung vorgenommen werden durften. Die Prinzessinnen wurden des Königs Weiber. Dieser sowie seine Mutter hatten ihre Katikiros oder Oberkommandanten und ein zahlreiches Personal an Wakungu. Soll der König gekrönt werden, so sucht er vorher um die Gunst der umgebenden Fürsten nach und begehrt eine ihrer Töchter zur Frau. Die Ilmas, d. h. dasjenige Palastweib, welches dem Könige bei der Geburt den (als Heiligtum aufbewahrten) Nabelstrang abgeschnitten hat, geht um diese Zeit zum Grabe des verstorbenen Königs und sucht aus gewissen Zeichen an Bäumen zu erkunden, ob dem Herrscher eine friedliche Regierung bevorsteht oder ob er gleich nach der Krönung mit der Armee nach dieser oder jener Richtung ins Feld rücken solle. Auch der Magussa, ein Kobold des Ukerewa, wird dabei gehört — in welcher Weise, ist Speke unbekannt geblieben. Bei solchen Kriegszügen sind halb Usoga und die andere Hälfte von Uddu durch Uganda annektiert worden.

Eine andere, von derjenigen Speke's etwas abweichende Chronologie der Uganda-Könige teilt uns Stanley mit. Dieser zufolge wurde Uganda ungefähr im 13. oder 14. Jahrhundert von Einwanderern aus dem Norden bevölkert. Indessen ist diese Zeitangabe ganz unsicher. Kintu, der erste Einwanderer und Gründer, kann auch weit früher ins Land gekommen und es kann eine ganze Reihe seiner Nachfolger in Vergessenheit geraten sein. Dieser Kintu nun leitete vielleicht seine Abkunft von irgend einer afrikanisch-arabischen oder altäthiopischen Familie her. Er war wahrscheinlich Priester irgend eines alten längst vergessenen Ordens (?), mild, leutselig, tadellos. Er brachte eine Frau, eine Kuh, eine Ziege, ein Schaf, ein Huhn, einen Bananenschößling und eine Batate mit. Er ließ sich am westlichen Ufer des Flusses Mwerango in Magonga nahe der gegenwärtigen Grenze von Unyoro nieder. Alles Land war damals unbewohnt. Sein Weib war merkwürdig fruchtbar und gab Generationen das Dasein. Die

Kuh, die Ziege, das Schaf, das Huhn, die Banane und Batate vermehrten sich auf wunderbare Weise. Als der Nachkommen Kintus so viele wurden, daß Magonga (Magungo?) voll von ihnen wurde, gab er jeder Familie einen Bananenschoß oder eine Batate. Diejenigen, welche eine Banane erhalten hatten, zogen nach dem Süden von Magonga, die mit einer Batate beschenkten wanderten nach Unyoro aus.

Kintus Nachkommen hatten die Anfertigung des Bananenweins gelernt, wurden schwelgerisch, zum Blutvergießen geneigt und bezeigten sich sogar gegen ihren Urheber rebellisch. Der darüber aufgebrachte Kintu verließ mit Weib, Kuh, Ziege, Schaf, Huhn, Bananenschoß und Batate heimlich das Land. Sein ältester Sohn Tschwa machte sich danach zum Könige. Ihm folgte Kamiera. Beide Herrscher hatten vergeblich nach Kintu suchen lassen. Kamieras Nachfolger war dessen Sohn, der Riese Kimera, der eine große Vorliebe für Hunde hegte. Seine Fußspuren drückten sich den Felsen ein. Auf Kimera folgte Almaß, auf diesen Tembo, dann Kigara, Wanpamba, Kaima und Nakivingi. Letzterer, ein großer Kriegsmann, unterwarf Unyoro. Dann folgten Morondo — Ugandas Karl der Große —, ferner Sekamanya, Dschemba, Suna I., Kimbugwe, Katerega, Ntewi und Dschuko. Des letzteren gewaltthätiger Sohn, Kyemba, rebellierte gegen den Vater, setzte ihn ab und erschlug ihn. Dann nennt die Tradition die Könige Tiwandeke, Mdowra, Kaguru, Kikuruwe, Ma'anda.

Es hatte sich stets der Glaube erhalten, der verschollene Kintu sei noch am Leben. Dem Ma'anda soll eine flüchtig-vorübergehende, bald wieder in Nebel zerronnene Erscheinung des Ahnherrn sich gezeigt haben. Auf Ma'anda folgte Msangi, Namugara, Tschabugu. Letzterer eroberte mit Hilfe seines riesen- und heldenhaften Kriegers Wakinguru ganz Usoga. Es folgten Dschundschur, Wasedsche und Kamanya. Unter diesem fand ein blutiger Krieg wider die wilden, nördlich von Usoga wohnenden Wakedi statt. Diese trugen eiserne Rüstungen und bedienten sich zahlreicher Hunde von der Größe junger Bären. Sie waren wieder-

holt in Uganda eingefallen. Nach vielen Wechselfällen des Krieges entschlossen sich die Wakedi, über den Verlust vieler ihrer Hunde erschreckt, zur Tributzahlung an Kamanya. Sie sind ihrem Huldigungseide bis heut treu geblieben.

Bis hierher war die Geschichte der Uganda-Dynastieen sagenhaft und reich an allerhand Legenden, wie derjenigen von Kintu, von dem Flugkraft besitzenden Krieger Kibaga u. s. w. Mit Kamanyas Sohn, Suna II., nimmt die Chronologie bestimmtere, sichere Formen an. Nach Stanley's Berechnung muß Suna im Jahre 1820 geboren, 1836 zur Regierung gekommen und 1860 gestorben sein. Suna war ein kleiner, stark gebauter Mann von despotischer Sinnesart, grausam und kriegerisch. Er eroberte Ankori, besiegte Unyoro, Usoga, Uzongara, die Wawuma und Ruanda. Er verfügte über 500 Kriegskanoes. Als Kriegshelden zeichneten sich unter ihm Namudschurilwa, Setuba und Kasindula aus. In verräterischer Weise ließ der Tyrann die Wasoga trotz gegebenen Pardons bestrafen. Diese Kriege Sunas wurden mit großen Menschenmassen und mit furchtbarer Brutalität geführt. Endlich erkrankte der Fürst an den Pocken und bezeichnete im Sterben seinen Sohn Kadschumba als Thronerben. Allein die Wakungu fürchteten den gewaltthätigen und hitzigen Charakter des Prinzen. Sie riefen dessen Bruder, den anscheinend sanftmütigen, großäugigen Knaben Mtesa zum Kabaka oder König aus.

Ehe wir uns weiter mit diesem merkwürdigen Manne beschäftigen und ohne eine dritte dynastische Aufzählung nach Wilson vorzunehmen, wollen wir einen Blick auf Land und Leute werfen.

Uganda erstreckt sich etwa 300 geographische Meilen lang und etwa 60 Meilen breit am Nordwestufer des Ukerewa- oder Victoria-Sees. Zu ihm gehören eine Menge Inseln (20 oder mehr). Mit diesen zählt das eigentliche Reich etwa 3000 Quadratmeilen Flächeninhalt. Es gehören dazu: das eigentliche Uganda, dann Uddu, Bwera, Koki, Usoga, Karague, Usui, Uzongora

nebst Ihangiro und Bumbire, Sesse, Mwuma, die Inseln; Unyoro, Ukedi und Ankori oder Usagara erkennen die Oberherrschaft des Kabaka an und bezahlen, wiewohl etwas unregelmäßig, ihren Tribut. Mit den letzterwähnten Staaten zusammengerechnet, enthält das ganze Reich 70 000 (d. h. etwas mehr als 3300 geographische) Quadratmeilen mit gegen drei Millionen Einwohnern. Stanley rechnet beinahe 40 Personen auf die Quadratmeile. Wilson rechnet sogar 5 Millionen heraus. Die Weiber überwiegen an Zahl, eine Folge der vielen blutigen Fehden und der zahlreichen Einfuhr weiblicher Gefangener.

Der Waldbestand ist beträchtlich, er liefert Baumwollen-, Tamarinden-, Euphorbien- und Feigenbäume von erstaunlicher Größe. Die ganze Waldflora scheint die Formen der Ostküstenregion mit denjenigen Centralafrikas zu verbinden. Fünfzehn Fuß hoch wachsender Papyrus bedeckt die Ufer der Seen u. s. w., Farne schmücken den Waldboden. Es fehlt nicht an welligen, grasbewachsenen Weideländereien sowie an prächtigen Gebirgslandschaften, deren Hauptfelsmasse aus granitischen Gesteinen zu bestehen scheint.

Das Tierleben entfaltet sich reich genug. In den Wäldern soll stellenweise der Chimpanse hausen. Die Felle der Guriesa-(Colobus-)Affen, deren einige verschiedene Arten vorzukommen scheinen, liefern auch hier einen beliebten Zierat der Krieger. Den bekannteren größeren und kleineren Tieren Centralafrikas gesellen sich Zebras, gestreifte Elenantilopen (Oreas Livingstonii), schwarzfüßige, weißstirnige und Sassabey-Antilopen (Damalis melampus, albifrons, lunata), Buschböcke, Speke's Böcke (Tragelaphus sylvaticus, Spekei), verschiedene Zwergantilopen, echte Gnus (Catoblepas Gnu) und weiße Rhinoceros (Rhinoceros simus) hinzu. Eine Nachtschwalbe (Cosmetornis vexillarius) macht sich durch zwei lange, beim Fliegen wie Fahnen herabwehende Schwungfedern bemerkbar. Hier erscheint die gefürchtete, selbst Häuser überfallende und alle Lebewesen zur Flucht veranlassende Treiberameise (Anomma arcens).

Wilson schildert das Klima als ein mildes, gleichförmiges. Dies resultiert wohl aus der hohen Lage, 5000—6000 Fuß — über dem Meere — und aus der Nähe der großen Wasserbecken. Die Temperatur stieg im Schatten nicht über 90° Fahrenheit und fiel bei Nacht selten unter 50° F. Mittags giebt es meist eine angenehme Brise. Es existieren zwei Perioden stärksten Regenfalls, die eine von März bis Mai, die andere von September bis November. Durch die Eingeborenen wird jeder Zeitlauf von sechs Monaten als ein Jahr gerechnet. Sie ernten zweimal im Jahre und nennen den ersten Monat jedes Jahrs denjenigen der Saat, den anderen aber den Monat des Verspeisens (der Ernte). Wilson bezeichnet die Küstenregion Ugandas als das fruchtbarste von ihm in Afrika gesehene Land.

Es hält vorläufig noch schwer, ein physisches Bild von den Waganda zu gewinnen, da genügende Beschreibungen und Abbildungen derselben fehlen. Nach Angaben Wilsons, Felkins und Buchtas sind die echten Waganda mehr als mittelgroß, etwa 1750 bis 1850 mm hoch, schlank und kräftig gebaut. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun in Chokoladenbraun ziehend. Ihre Gesichter haben etwas vorragende Nasen mit breiten Flügeln und mäßig gewulstete Lippen. Man findet unter ihnen ansprechende Züge, auch manche Gesichter, welche an diejenigen von Kaffern, besonders von Amazulu, erinnern. Ihr Haar ist kurz und wollig. Die Weiber entfalten nur in großer Jugend einige Reize. Sie neigen sehr zur Fettleibigkeit. Albinos oder Namagoje sind nach Wilson häufig.

Stanley rühmt das gute, zufriedene Aussehen des Kopi oder Uganda-Bauern. Unter den Wakungu oder oberen Würdenträgern und selbst unter den Watongole (Wantongole) oder niederen Würdenträgern giebt es stattliche Erscheinungen von gravitätischer Haltung.

Die Waganda verschmähen die Nacktheit. Sie kleiden sich in einen Umhang vom Baste (Mbugu) desselben Feigenbaumes, welcher den Monbuttu dient (S. 182). Dieser Stoff ist fahlgelb

und reicht von oben bis zu den Füßen herab. Er wird auf der rechten Schulter mit einem dicken Knoten geschürzt und läßt beide Arme, sowie die ganze linke Schulter frei. Die Weiber bekleiden sich ebenfalls mit einem großen, unterhalb beider Achselhöhlen um den Körper reichenden, nur Schultern und Arme freilassenden Bastumhange. Häuptlinge werfen noch schön gearbeitete, mit den Haaren gegerbte Fellmäntel darüber. Die Haare der Männer werden mit Perlschnüren, Tierhörnern, Turbanen, der Hals wird mit Metallreifen, Perlschnüren, die Arme und Knöchel werden mit Elfenbeinringen, Drahtspiralen u. s. w. geschmückt. Ähnlicher Zieraten bedienen sich die Weiber. An den Füßen tragen manche Waganda ausgehöhlte, steife Sandalen aus Büffelhaut. Als Waffen werden Stoßlanzen, befiederte Wurfspeere, Dolche von der bei den Niam Niam üblichen Form, auch kurze Bogen, Streitäxte und große rundlich-ovale, gebuckelte oder sechseckige, mit Tierschwänzen behangene Schilde (Fig. 70) gebraucht. Die Kriegsleute putzen sich mit Tierhörnern, Fellen, Federn, Perl- und Muschelkappen, mit zottigen Haarbüscheln und anderem Tand phantastisch heraus.

Fig. 70.



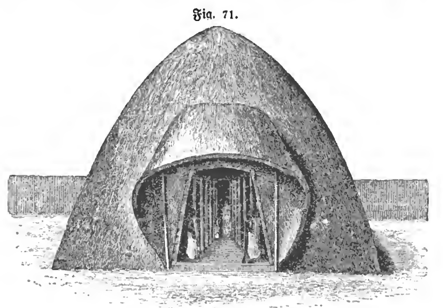
Bursche aus Uganda mit dem gebuckelten Schilde.

Man bewohnt Familiengehöfte, die mit hohen, starken Rohr-Zeribas eingeschlossen werden. Das Kegeldach der Hütte überragt den Unterbau, hat eine beträchtliche Weite und eine bogenförmige Thür. Die das Dach stützenden Stangen bilden im Inneren Gänge. Eine senkrechte, mit einem Guckloch versehene Rohrwand teilt den Hüttenraum in ein Vorder- und ein Hinterzimmer. An den Wänden des letzteren laufen Bettverschläge her. Geschnitzte Schemel, ein Spielbrett (für das Mangala?), irdene Töpfe, Schalen und Teller aus Weiden- oder Grasgeflecht, etwas Bastzeug, Waffen, eine Trommel, ein paar Hacken, einige Hakenstöcke, Pfeifen und ein Trog für den Pombe bilden den Hausrat. Hinter dem Haupt-Togul erheben sich noch zwei für die Arbeiten der Weiber bestimmte Hütten. „Einige", erzählt uns Stanley, „sind eifrig mit dem Kneten der Bananen beschäftigt. Sie wollen nämlich den Saft herauspressen, der, wenn er in Gährung gerät, Maramba heißt, ein, wenn es gut zubereitet ist, köstliches Getränk; andere sortieren Kräuter für Brühen, Arzneien und irgend ein raffiniertes Zaubermittel; andere wieder breiten Tabaksblätter zum Trocknen aus, während die ältesten sich mit dem Rauchen aus Pfeifen mit langen Röhren ergötzen und zwischen den in behaglicher Muße eingesogenen Zügen Rauches stückweise ihre Lebenserfahrungen mitteilen." Innerhalb des Hofraumes findet sich auch eine kleine, viereckige, dem Muzimu oder Hausgeiste gewidmete Hütte. Innen scheinen Schneckenhäuser, Lehmkugeln, Kräutermischungen, Stückchen Wacholderholz und ein mit eiserner Spitze versehenes, in den Boden gestecktes Antilopenhorn dem eben nicht anspruchsvollen Geiste zu genügen.

Größer sind die Haushaltungen der Vornehmen. Der Kabaka residiert in Lubiri auf einem mit doppelter Rohr-Zeriba umzäunten Berggipfel. Sorgfältig gehaltene, mit Rohr eingeschlossene Wege führen hinauf. Die flachbienenkorbartige Audienzhalle ist wohl 25 Fuß hoch, 60 Fuß lang, 18 Fuß breit und mit einem nach oben sich erweiternden Thorvorbau, dem Kissakki, versehen (Fig. 71).

Die Waganda bauen reichlich Bananen, Durra, Dochn, Bulo (Eleusine), Mais, Colocasia, Bataten, Yams, Erbsen, Bohnen, Erdnüsse, Tomaten, Mandioca, Tabak, Ricinus, Sesam, Zuckerrohr. Kaffee- und Bastfeigenbäume, auch wohl einige Melonenbäume (Carica Papaya) umgeben in malerischer Weise die Plantagen oder Gehöfte. Die Leute sind fleißig und sorgsam. Aus

Fig. 71.



Audienzhalle des Oberhauptes von Uganda.

den Bitoki (Bananen) gewinnen sie den beliebten, berauschenden Muenge. Haustiere sind Zebus, Schafe, Ziegen, Hühner, Katzen und Hunde, letztere eine kleine Art Köter mit spitzen Ohren und emporgerolltem Schwanz. Mtesa hegte ursprünglich die traditionelle, noch von Kimera und Suna herrührende Vorliebe für Hunde und führte anfänglich ein solches Tier an der Leine mit sich. Jetzt ist dies aufgegeben und der Kabaka duldet keinen Hund öffentlich bei Hofe. Die Zebus, hauptsächlich Eigentum der Wahumahirten, kurzhörnig oder hornlos, meist grau oder braun von Farbe, geben nur wenig Milch. Die Schafe haben einen kurzen, breiten Fettschwanz.

Die interessanteste Persönlichkeit Ugandas ist unstreitig dessen zeitiger Herrscher Mtesa. Da dieser über verschiedene Könige (von Unyoro, Karague u. s. w.) gebietet, so dürfte die von Stanley und anderen gewählte Übersetzung seines Titels „Kabaka“ mit „Kaiser“ gerechtfertigt erscheinen. Mtesa hat im Laufe der Jahre manche innere und äußere Wandlung durchgemacht. Kaum war er von den Wakungu zum Kabaka ausgerufen, als er auch sogleich seine Brüder und diejenigen Edlen hinrichten ließ, denen er seine Wahl schuldete. Denn er wollte, wie seine eigene Bemerkung lautet, keine Unterthanen um sich haben, die ihn daran erinnerten, daß er ihnen seine landesherrliche Würde zu verdanken habe. Als Speke den Mtesa im Februar 1862 sah, war dieser ein langer, gut aussehender, hübsch gewachsener, junger Mann von fünfundzwanzig Jahren. Er war mit einer hahnenkammartigen Frisur versehen und nach Landessitte mit neuem Mbugu-Umhang bekleidet, mit Perlen, Metallringen u. dgl. geschmückt. Einen weißen Hund, einen Speer, Schild und eine Frau — die Wahrzeichen Ugandas — an der Seite, nahm er sich recht würdevoll inmitten seiner in Kuh- und Leopardenfelle gekleideten Würdenträger aus.

Seit lange hatte er nun, gleich so vielen anderen afrikanischen Häuptlingen, von den ihn besuchenden handeltreibenden Arabern die Takie, das lange Hemd, die gestreifte, bordierte Weste, den Kaftan, seidenen Leibgürtel und die roten Safianschuhe angenommen. Mtesa ist ein höchst intelligenter, anscheinend einsichtiger Mann, der viele gute Eigenschaften zugleich neben den schlechtesten des ungezügelten nigritischen Despoten besitzt. Ein verschlagener Halbwilder, huldigt er nur dem eigenen Egoismus und weiß, um persönliche Vorteile zu gewinnen, sich gegenüber den Arabern als Freund des Islam, gegenüber den Europäern aber als Freund des Christentums auszugeben. Speke, Grant und Stanley haben den Kabaka zu bekehren gesucht und ihm Bibelstunden gegeben! Trotzdem ist er eingefleischter Heide geblieben. Die wiederholte Heuchelei hat seinen ohnehin unzuver-

lässigen Charakter nur noch mehr verdorben. Wie alle die großen nigritischen Oberhäupter liebt er es, sich mit barbarischem Pomp zu umgeben. Um den rohen Effekt desselben zu erhöhen, dünkt ihm kein Mittel zu schlecht. Als der Abgesandte des Chediwe, Oberst Chaillié Long, im Juni 1874 bei ihm Audienz hatte, ließ der Kabaka zur Erhöhung der Festlichkeit durch seine Marsala oder Henkersknechte dreißig unglücklichen Sklaven die Köpfe abschlagen. Nichts gleicht der groben und gehässigen Willkür, mit welcher der Despot seine Würdenträger behandelt. So hatte ein Mkungu ersten Ranges eines Tages das Malheur, Mtesa zu erzürnen Dieser beauftragte sofort Magassa, einen geschickten und energischen Parvenu, „Pokino's Land und Namen aufzuzehren". Magassa erschlug den Pokino, beraubte ihn auch sofort seines Landes und Namens. Letztere nahm er statt ihres frühern Eigentümers unverzüglich in Besitz. Kurz darauf befahl der Kaiser dem Pokimo, den Helden Namudschurilwa (S. 196) aufzuzehren. Nachdem auch diese Gewaltthat abgemacht, ward Pokino Herr von Uddu. In dieser Eigenschaft bekriegte er auf Befehl Mtesas die herdenreichen Gambaragara am Berge Gordon Bennett und die Wazangara. Mit ungeheuerer Kriegsbeute beladen, kehrte der Günstling siegreich aus dem Felde zurück. In der Folge wurde der erste Minister oder Katikiro Magandscha des dünkelhaften Übermutes beschuldigt, sich ohne Rücksicht auf den kaiserlichen Herrn den besten Teil der Kriegsbeute zugeeignet zu haben. Er wurde hingerichtet. Der an seiner Stelle neuernannte Katikiro aber, derselbe schnell emporgestiegene Pokino, sprach Stanley gegenüber den Wunsch aus, für alle Fälle etwas Opium in seine Hände zu bekommen. „Armer Katikiro", ruft Stanley aus, „schon jetzt, wo er noch jung und in der Blüte seines Mannesalters steht, liegt er auf der Lauer und hat schlaflose Nächte, denn er kennt die Stunde nicht, wo der Henker auch ihm, wie seinem Vorgänger, zuwinken wird."

Am Hofe von Uganda ist die Beamtenhierarchie streng gegliedert. Die Kinder des Kabaka werden Walangera (Prinzen)

genannt. Darunter existieren nur Kopi oder Bauern. Denn selbst die amtlich so hochstehenden Wakungu und die Watongole sind nur geborne Kopi. Die Unterkönige von Karague und Usui werden Mkama, d. i. Herr, genannt.

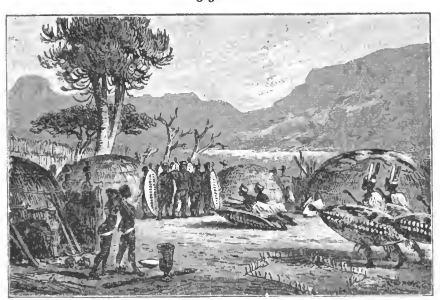
Das Hofceremoniell ist sehr streng. Man nähert sich dem Kaiser, indem man sich vor ihm in den Staub wirft, auf dem Bauche heranrutscht und fortwährend Twiyanzig yanzig yanzig (Einheit Nyanzig) heult. Das erinnert an eine ähnliche Gewohnheit der Amazulu, mit denen die Waganda ja so manches gemein haben (Fig. 72).

Stanley erfuhr die Namen von 13 Wakungu oder Generalen und von 154 Watongole oder Obersten des Heeres, das ohne die Zuzüge aus Karague, Uzongora u. s. w. auf 125 000 Mann gebracht werden kann. Die zum Teil zum Islam übergetretenen Befehlshaber tragen in Parade Kaftan, Gürtel und Fez, bemalen sich aber zur Schlacht wie die Heiden mit Ocher und Pfeifenthon. Als Mtesa im August 1875 gegen die rebellischen Wawuma auszog, hatte er außer 150 000 Mann noch eine Unzahl von Weibern, Kindern und Sklaven mit sich, so daß in seinem Lager gegen 250 000 Personen um ihn waren. Das echte Bild eines mächtigen nigritischen Kriegsherrn! Viele seiner Reisigen sind jetzt mit Feuergewehren versehen, selbst an kleinen Kanonen fehlt es nicht. Der Kabaka hat eine Leibwache von hübschen Mädchen, die er selbst mit der Muskete einexerziert. Die auf dem See zu verwendenden Kriegskanoes sind vorn mit Antilopenhörnern, Haarbüscheln und Schnitzereien phantastisch geschmückt. Dies erinnert an die kriegerischen Zwecken dienenden Prahus der Dayak's und an die alten Kriegskanoes der Maori von Neu-Seeland.

Wenn die Waganda in die Schlacht gehen, und das geschieht in gewisser Ordnung, so lassen sie ihr Kriegsgeschrei ertönen, indem sie die vollen Titel ihrer betreffenden Anführer herbrüllen und die beiden Endsilben wiederholen, wie z. B. Sekebobo bobo bobo u. s. w. Die Kriegsbanner bestehen aus rotem und

weißem Zeug. Nach Stanley hat der prunksüchtige Monarch stets etwa 40 Trommler um sich, ferner 20 Pfeifer, 10 einheimische Guitarrenspieler, verschiedene Possenreißer, Zwerge und Albinos, viele Laufburschen, Pagen, Boten, Höflinge, Bittsteller, außerdem eine bedeutende Anzahl Leibwächter und zwei Standartenträger, welche vor oder hinter ihm herschreiten, sobald er sich öffentlich zeigt, um seinen Stand und hohen Rang anzudeuten.

Fig. 72.



Rückkehr eines Zulu-Regimentes.

Die Häuptlinge haben demgemäß auch ihr Gefolge, ihre Standartenträger und Pagen, und so fort bis zu dem Bauern oder Kuhhirt hinab, der ein Sklavenkind hinter sich hertraben und sich Schild und Speer nachtragen läßt.

Der beratende Körper der Regierung ist die aus dem Kaiser, dem Katikiro, den Wakungu und Watongole bestehende Luchiko oder Ratsversammlung. Sie tritt täglich zur Diskussion über verschiedene Fragen zusammen. Der Kabaka ist gehalten, in wichtigen Angelegenheiten diesen Reichsrat zu befragen.

Die Waganda glauben nach Wilson an Katonda, den Schöpfer des Alls, erweisen diesem aber keinerlei Kult. Wohl aber opfern sie den an gewisse Örtlichkeiten gebannten Lubari oder Dämonen. Der vornehmste derselben ist Magussa oder Mukussa, eine Art Neptun des Victoria-Sees, der großen Einfluß auf ihre Entschließungen übt. Chiwuka und Nenda sind Kriegsdämonen. Sie hausen in gewissen Bäumen. Man opfert ihnen vor Beginn kriegerischer Unternehmungen. Man bringt ihnen schwarze Tiere, Schafe, Ziegen u. s. w. dar, deren Körper den Wächtern der vom Dämon innegehaltenen Bäume ausgeliefert werden. Ein Dämon, wahrscheinlich ein früherer Kabaka, Namens Ndaula, zugleich die Personificierung der so gefürchteten Blattern, bewohnt den Gipfel des Berges Gordon Bennett. Auch der Donner wird verehrt. Verschiedene frühere Könige gelten als eine Art Halbgötter.

Zauberer — Mbandua — spielen selbst unter einem angeblich so aufgeklärten Mtesa die größte Rolle. Zur Beschwichtigung der Kriegsdämonen läßt der oberste Priester vor Beginn einer Schlacht alle im Lande gebräuchlichen Zaubermittel, nämlich tote Eidechsen, Stückchen Holz, Haut, Nägel von Leichen, Tierklauen und Vogelschnäbel vor den Kabaka bringen, damit dieser sie mit dem Zeigefinger berühre oder darauf hinweise. Jene Zaubermittel sind nebst Kräutern und Blättern in perlenverzierte Behältnisse eingeschlossen. Während des Tobens der Schlacht singen Zauberer und Zauberinnen ihre Beschwörungsformeln ab und heben die Mittel vor dem Feinde in die Höhe. Dazu verursachen Nsase, d. h. Leute mit Kürbisklappern, einen furchtbaren Lärm. Zu Speke's Zeit befanden sich bei Hof um den Kaiser her die Wabandwa, Weiber, die, mit lächerlichem Tand ausstaffiert, in kreischender Stimme zu sprechen, Bananenwein zu kredenzen und den „bösen Blick" vom Monarchen abzuwenden hatten. Hexenprozesse blühen auch hier.

Die Waganda sind sehr geschickte Eisenschmiede, Holzarbeiter u. s. w. Einen Begriff von ihrer natürlichen Intelligenz erhält man durch Stanley's Angabe, daß sie zur Erläuterung ihrer Be-

schreibungen Zeichnungen auf dem Erdboden einkratzen, über deren Naturwahrheit man erstaunen muß. Zur Erhärtung von Gründen wie erstens, zweitens, drittens zerbrechen sie einen Stock und überreichen dem Angeredeten ein Stück; ein anderes bezeichnet die zweite Schlußfolgerung. Zur Bekräftigung der dritten heben sie beide Hände empor. Fast alle bedeutenden bei Hofe verkehrenden Leute, auch Mtesa selbst, lesen und schreiben arabisch. Man schreibt auf dem Bast des Baumwollenbaums und benutzt solche Platten zu Botschaften nach außerhalb oder auch, um des Kabaka Unterredungen mit Weißen niederzulegen.

Sehr beliebt ist bei den Waganda die Musik. Man verwendet riesige Pauken und Handtrommeln, Rohrflöten, Tierhörner, zu Trompeten hergerichtete Elefantenzähne, achtsaitige Harfen und Leiern, ein dem Gubo der Südafrikaner ähnliches einsaitiges Instrument und die Kinanda, eine Art Klimperbrett, welches bei den Balonda Wissandschi und bei den Betschuana Sansa heißt.

Die Inselbewohner des Victoria-Sees, die Wassesse, sind durchaus von Uganda-Rasse.

Das Uganda benachbarte und zu ihm in einem tributären Verhältnis stehende Unyoro ist ein malerisches Gebirgsland, welches sich bis in die Nähe der ägyptischen Besitzungen erstreckt und mit diesen auch schon häufig Fühlung gefunden hat. Dies Land wird von Eingeborenen bewohnt, deren nahe Verwandtschaft mit den Waganda sich in keiner Weise verleugnet. Die Wanyoro sind nach Wilson nicht so wohlgebildet wie die Waganda und dunkel-rötlichbraun gefärbt. Sie erreichen Mittelgröße und darüber, haben muskulöse Figuren und Gesichter, deren Schnitt mich (nach Buchta's Photographieen) ebenfalls an Bantu-, namentlich Zulu-Porträts, erinnert. Die Wanyoro kleiden sich in feingegerbte Felle und in Bastzeug. Sie bewaffnen sich ähnlich wie die Waganda. Ihre Schilde sind teils groß, oval und gebuckelt, teils kleiner und länglich-viereckig mit vorstehenden Ecken (Fig. 73).

Die langen, schmalen Eisen ihrer Lanzen werden in einer mit Haaren oder Federbüscheln verzierten Kappe geborgen.

Sie wohnen in Togule von Kegel- oder Bienenkorbform. Über der Thüröffnung befindet sich, wie in Uganda, ein gewölbter

Fig. 73.



Wanyoro.

Kissakki, Überbau, der von dem weit nach unten hinreichenden Dache aus sich fortsetzt. Ihre Sitten und Gebräuche sind die ihrer Nachbarn am See, denen sie an Intelligenz und Kunstfertigkeit nur wenig nachstehen. Wilson rühmt ihre körperliche, in häufigem Baden und Waschen sich äußernde Reinlichkeit Auch Unyoro hat Ackerbau und Viehzucht. Letztere beschränkt sich auf Zebus, Ziegen und magere Hühner. Rinderblut ist hier wie bei den Bari und Gala, ein beliebtes Nahrungsmittel. Übrigens bilden die Bataten eine Hauptspeise.

Die Wanyoro sind sehr abergläubisch. Ihre Zauberdoktoren fungieren bei Festlichkeiten als Sänger und als Teilnehmer an den obscönen Tänzen. Tote werden in der eigenen Hütte begraben, Männer links, Weiber rechts neben der Thüröffnung. Man schert zum Zeichen der Trauer das Haar.

Die Vielweiberei ist ganz allgemein. Der ärmste Mann hat zwei oder drei Frauen. Ein hübsches Mädchen kostet vier Kühe, ein weniger hübsches deren zwei oder drei. Die Mädchen heiraten sehr jung. Bekommen die Frauen keine Kinder, so ist das ein absoluter Scheidungsgrund. Der Vater der Frau giebt alsdann einen Teil des Heiratsgutes zurück. Ehebruch ist nicht sehr gewöhnlich, wohl aber eine gesetzlich geregelte Prostitution, ein merkwürdiges Vorkommnis in Afrika. Brüder dürfen ihre Schwestern, Väter ihre Töchter, Söhne dürfen aber nicht ihre Mütter heiraten. Des Mannes Habe und Weiber werden nach dem Tode unter die Söhne verteilt. Der Älteste bekommt das meiste. Zur Zeit Spekes und Grants (1862) wie Bakers (1864) regierte in Unyoro der König Kamrasi, dessen Bruder Rionga mit ihm im Kriege lag. Auf Kamrasi ist sein unzuverlässiger und grausamer Bruder Kabarega oder Kabrega gefolgt. Rionga, dessen Schwester Nakatschuju und ihre Tochter Kagaia leben in dem ägyptischen Grenzposten Kodj am Somerset.

Die schon öfters erwähnten Wahuma oder Watusi sprechen nach Emin-Pascha, der sie auch für Gala hält (Bd. I, S. 170), ihre eigene Sprache, im öffentlichen Leben jedoch die jemalige

Landessprache. Wilson schildert diese Hirten der Seeregion als eine große, gutgebildete Rasse mit angenehmer ovaler Gesichtsbildung, mit dünnen Lippen und geraden Nasen. Ihre Weiber sind gesuchte Artikel für die Waganda-Häuptlinge. Die drei hübschesten Weiber am Hofe Mtesas waren zu Stanleys Zeit Wahuma, die ohne Zweifel aus Ankori stammten. Sie hatten reizvolle Körper, gerade Nasen, dünne Lippen, große, lebhafte Augen und eine helle Farbe, dabei aber krauses Wollhaar. Der Mkama Rumanika von Karague und auch Mtesas Dynastie ge-

Fig. 74.



Mtesas Tochter.

hören ursprünglich den Wahuma an. Die von Chaillié Long abgebildete Tochter Mtesas (Fig. 74) zeigt in der That einen Frauentypus, wie ich ihn unter den Weibern der nördlichen Gala mehrfach beobachtet habe.

Man trifft ferner in Uganda Rinderhirten, die Wanyambo, welche nach Wilson weniger gut als Waganda und Wahuma gebildet sind, obwohl ein Teil des Blutes der letzteren in ihren Adern zu fließen scheint. Die Wasoga oder Bewohner Usogas, östlich von Uganda, zum Teil Unterthanen Mtesas, sind dunkler als die Waganda und haben langes Haar. Man rühmt ihren kriegerischen Sinn.

In diesen Gegenden liegen, wie ich dies schon anderweitig ausgesprochen habe, die mutmaßlichen Ursitze der Abantu oder Kaffern. Abgesehen von manchen physischen Merkmalen, von Übereinstimmung in Sitten und Gebräuchen, weisen auch die Sprachen darauf hin. Abantu heißt Menschen. Dies Wort hat dieselbe Bedeutung im Kiganda und Kinyoro. Der Singular von Bantu heißt hier Muntu, Mann. Alle Männer heißen im Kiganda Bantu bona. Der Chimpanse wird in Unyoro Kinjabantu, d. i. menschenähnlich, Menschenfresser werden dort Baliabantu genannt. Das einzelne Beispiele unter vielen.

Register.



Verzeichnis der Abbildungen.



